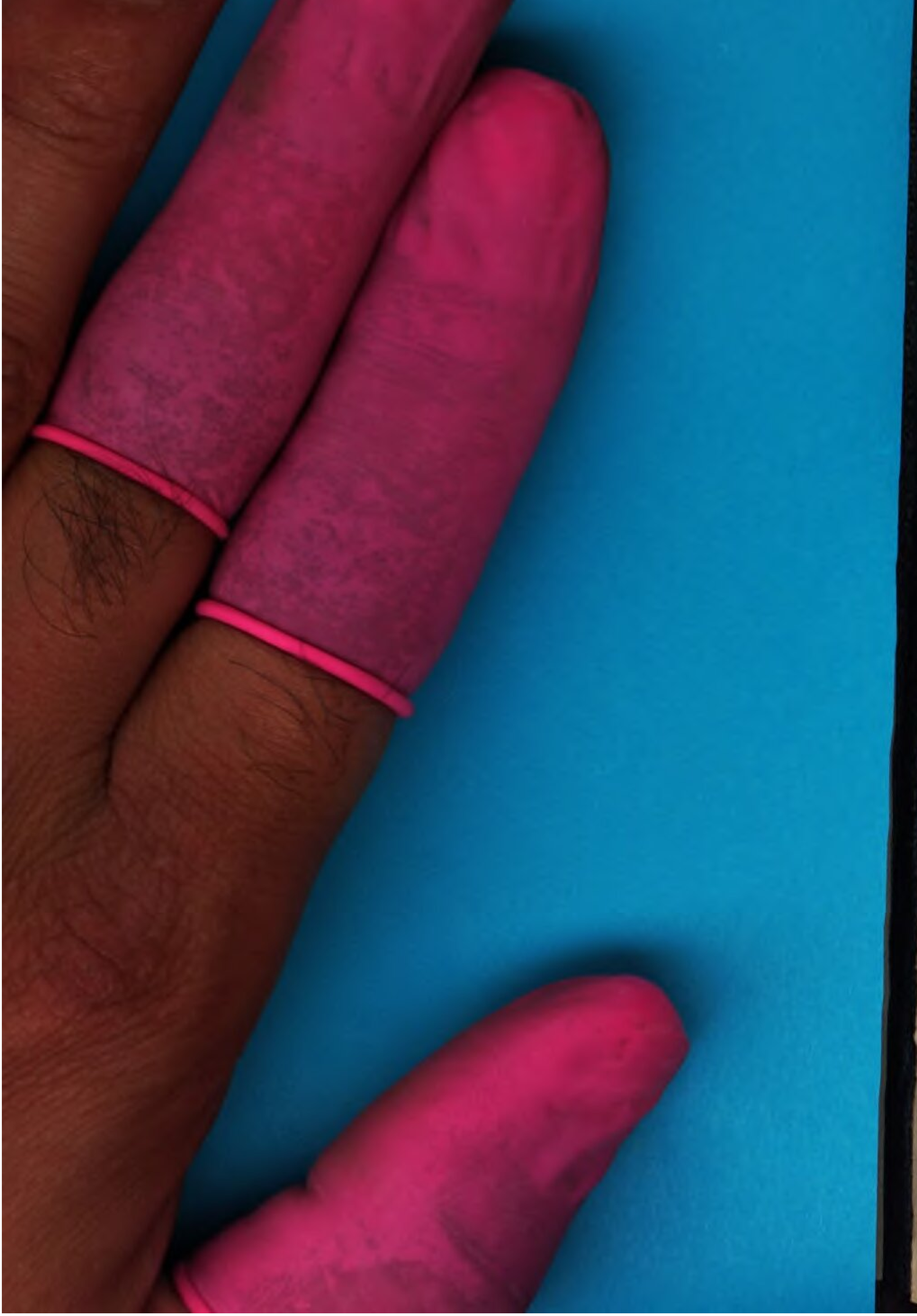
00:78



00:78

Bulwer Edward
Lytton

Nacht und Morgen.

Ein Roman

von

dem Verfasser des „Pelham,“ „Eugen Aram,“
„Rienzi,“ „Paul Clifford“ 2c.

[Bulwer, Edward Lytton

Aus dem Englischen

von

Gustav Pfizer.

In sieben Bändchen.

1–7

Erstes Bändchen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1841.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G83/1030

Erstes Buch.

Noch in meines Lebens Lenze
  War ich und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
  Ließ ich in des Vaters Haus.

Schiller. Der Pilger.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitendes Kapitel.

Er ruht jetzt unser Pfarrer. Hat der Mann
Sein Lebenlang doch Andres Nichts gethan!
Nicht leicht schied Einer seines Alters je
Dem Kind so ähnlich das betrat die Welt voll Weh.
Crabbe.

In einer der Grafschaften von Wales ist ein kleines Dorf mit Namen A.... Es ist etwas abgelegen von der Landstraße, und daher weniger gekannt von den verwöhnten Liebhabern des Pittoresken, welche die Natur durch die Fenster eines Wagens mit vier Pferden beschauen. Auch hat wirklich weder die Scenerie noch die historische Erinnerung des Ortes Etwas aufzuweisen, was mächtig genug wäre, den entschlossenern Enthusiasten abseits zu locken von den abgetretenen Spuren und Pfaden, welche von Touristen und Reisehandbüchern denjenigen vorgeschrieben werden, welche das Erhabene und Schöne in der gebirgigen Heimath der alten Bretanen suchen. Doch ist im Ganzen das Dorf nicht ohne seine Reize. Es liegt in einem kleinen Thal, durch welches, über manchen jähen Fels hinab, ein klarer, geschwätziger, munterer Bach sich windet und hüpft, der den Brüdern von der Angel treffliche Kurzweil und Ausbeute gewährt. Deßwegen begeben sich dahin

in der Sommerzeit gelegentlich die Walton's der Nachbarschaft, junge Pächter, Handelsleute, die sich zurückgezogen, dann und wann ein herumschweifender Künstler, oder ein fahrender Student von einer der Universitäten. Darum ist auch die einsame Herberge von A..., weil sie etwas besuchter ist, auch reinlicher und behaglicher, als man nach der Kleinheit und Abgelegenheit des Dorfes mit Grund erwarten könnte.

Zu der Zeit, in welche der Anfang meiner Erzählung fällt, war das Dorf im Besitz eines gesellschaftlichen, angenehmen, sorglosen, halbverhungerten Pfarrers, der nie verfehlte, die Bekanntschaft jedes Anglers aufzusuchen, der während der Sommermonate einen oder ein paar Tage in dem kleinen Thal zubrachte. Der Hochwürdige Mr. Caleb Price hatte seine Bildung auf der Universität Cambridge erhalten, wo er binnen drei Jahren ein kleines Vermögen von 3500 Pfund durchzubringen gewußt hatte, ohne dafür anderweitigen geistigen Erwerb zu gewinnen, als die Kunst, den vortrefflichsten Milchpunsch zu bereiten, und daß er der gefürchtetste Boxer in seinem Collegium ward; noch auch sonst einen wünschenswerthen Ruf, als daß er einer der gutmüthigsten, lärmendsten, offenherzigsten Gesellschafter gewesen, den man sich nur immer wünschen mochte, wenn man in einem Tandem nach Newmarket, oder in einer Barke mit Ruderern fuhr. Er hatte mittelst dieser Gaben und Vorzüge auch wirklich, so lange sein Geld dauerte, Gunst und Gnade gefunden bei der jungen Aristokratie der „Hehren Mutter." Und obgleich ganz

das Gegentheil von einem ehrsüchtigen und berechnenden Menschen, hatte er sicherlich den Glauben genährt, daß der Eine oder Andere von den Hüten oder Flittermänteln, d. h. von den jungen Lords oder Gemeinen, mit denen er auf der Universität auf so vortrefflichem Fuß stand, und die so oft mit ihm speisten, mittelst einer Pfründe Etwas für ihn thun werde. Aber es traf sich, daß, als Mr. Caleb Price mit einiger Schwierigkeit seinen Grad errungen, und sich zum Baccalaureus der freien Künste promovirt und seinem Geldbeutel auf den Boden sah, seine vornehmen Bekannten sich von ihm trennten, und sich auf ihre verschiedenen Posten in dem Kampfe des Lebens begaben. Und, mit Ausnahme Eines jungen Mannes, ebenso lustig und leichtsinnig, wie er selbst, machte Mr. Caleb Price die Erfahrung, daß, wenn das Geld sich Flügel macht, es mit den Freunden, die man gehabt, davonfliegt. Da der arme Price keine akademische Auszeichnung davongetragen, konnte er keine Beförderung von seinem Collegium hoffen — keine Stelle eines Fellow, oder eines Tutors, die ihn nachmals zu Pfründen, Chorstühlen und Dekanaten führen mochte. Schon begann ihm die Armuth ihre Larve zu zeigen, als der einzige Freund, der, wie er seine guten Tage getheilt, ihm auch im Unglück treu blieb, ein Freund, der, zu seinem Glück, hohe Verbindungen und glänzende Aussichten besaß, für ihn glücklicherweise die bescheidene Pfründe in A . . . auswirkte. An diesen von der Gesittung wenig berührten Fleck der Erde begab sich wohlgemuth der sonst so flotte Student — suchte zufrieden

zu leben von einem Einkommen, das etwas Weniger betrug, als er früher seinem Reitknecht gegeben — hielt sehr kurze Predigten vor einer sehr dünnen und unwissenden Versammlung, in der Manche nur die wälsche Sprache verstanden — that den Armen und Kranken Gutes in seiner rücksichtslosen, mürrischen Weise — und nicht erfreut und nicht gequält von Weib und Kind, stand er im Sommer mit der Lerche auf und ging im Winter pünktlich um neun Uhr zu Bette, um Kohlen und Lichter zu ersparen. Uebrigens war er der geschickteste Angler in der Grafschaft; und so bereitwillig, die Ergebnisse seiner Erfahrungen über die lockendste Farbe der Fliegen und die von den Forellen am liebsten besuchten Plätze mitzutheilen, daß er in der Herberge ausdrücklichen Befehl gegeben hatte, so oft ein fremder Gentleman komme, um zu fischen, solle man unverzüglich nach Mr. Caleb Price schicken. Hiebei fand allerdings unser würdiger Pfarrer gewöhnlich seine Belohnung. Fürs erste, wenn der Fremde nur irgend Liberalität besaß, wurde Mr. Price zum Essen in der Herberge eingeladen; und fürs zweite, wenn dies fehlschlug, weil der Verpflichtete zu arm oder zu trutzig war, so hatte doch Mr. Price Gelegenheit, die neuesten Zeitungen zu hören — von der großen Welt zu plaudern — mit Einem Wort, Ideen auszutauschen, und vielleicht ein altes Zeitungsblatt oder eine kuriose Nummer eines Magazins zu erhaschen.

Nun geschah es, daß eines Nachmittags im Oktober, als die periodischen Ausflüge der Angler, nachdem sie

seltner und immer seltner geworden, ganz aufgehört hatten, Mr. Caleb Price aus seinem Wohnzimmer, wo er sich mit Verfertigung eines Netzes für seinen Kohl beschäftigte, abgerufen wurde von einem kleinen weißköpfigen Buben, welcher kam ihm zu sagen, daß ein Gentleman in der Herberge sey, der ihn unverzüglich zu sprechen wünsche — ein fremder Gentleman, der noch nie dagewesen.

Mr. Price warf sein Netz weg, ergriff seinen Hut, und befand sich in weniger als fünf Minuten im besten Zimmer der kleinen Herberge.

Die Person, die ihn hier erwartete, war ein Mann, der, obgleich einfach gekleidet in eine sammtne Jagdjacke, nach Aussehen und Haltung weit über den gewöhnlichen, zu Fuß ankommenden Besuchern von A . . . stand. Er war groß, und eine jener athletischen Gestalten, bei welchen Kraft in der Jugend nur zu oft durch Wohlbeleibtheit im Alter bezahlt wird. Dermalen jedoch, in der vollen Kraft des rüstigen Mannesalters, mußten nothwendig die breite Brust und die sehnigen Glieder, welche in der einfachen männlichen Tracht aufs vortheilhafteste sich zeigten, jene allgemein übliche Bewunderung erregen, welche man jederzeit der Stärke bei einem Geschlecht, so wie der Zartheit beim andern zollt. Der Fremde schritt ungeduldig in dem kleinen Gemach auf und ab, als Mr. Price eintrat; und dann, dem Geistlichen ein Antlitz zuwendend, das schön und auffallend, jedoch mehr durch den Ausdruck von Offenheit, als durch Regelmäßigkeit der Züge einnehmend war, blieb er stehen, bot ihm die Hand entgegen

und sagte mit munterem Lachen, indem er einen Blick auf des Pfarrers fadenscheinigen und ärmlichen Anzug warf: „Mein armer Caleb! Welch eine Metamorphose! Ich hätte Euch nicht wieder erkannt!“

„Was! Ihr! Ist es möglich, mein theurer Kamerad! — Wie freue ich mich, Euch zu sehen! Was auf der Welt konnte Euch an einen solchen Ort führen? Nein! keine Seele würde es mir glauben, wenn ich erzählte, daß ich Euch in dieser elenden Spelunke gesehen!“

„Das ist eben der Grund, warum ich hier bin. Setzt Euch, Caleb, und wir wollen über unsere Angelegenheiten sprechen, sobald unser Wirth uns Materialien herbeigebracht zum —“

„Zum Milchpunsch,“ unterbrach ihn Mr. Price, sich die Hände reibend. „Ha, das wird uns gewiß in alte Zeiten zurückversetzen!“

In wenigen Minuten war der Punsch bereitet, und nach zwei oder drei einleitenden Gläsern begann der Fremde folgendermaßen:

„Mein lieber Caleb, ich bin Eures Beistands, und vor Allem Eurer Verschwiegenheit benöthigt.“

„Ich verspreche Euch beides im voraus. Es wird mich mein ganzes übriges Leben lang glücklich machen, wenn ich denke, daß ich meinem Gönner — meinem Wohlthäter — dem einzigen Freund, den ich habe, einen Dienst geleistet.“

„Still, Mann! sprecht nicht davon! Wir wollen nächster Tage besser für Euch sorgen. Aber jetzt zur Sache!

Ich bin hiehergekommen, um mich zu vermählen, alter Junge, mich zu vermählen — zu vermählen!"

Und der Fremde warf sich in seinen Stuhl zurück, und schütterte vor Lachen wie ein lustiger Schulknabe.

„Hm!" sagte der Pfarrer ernst; „es ist eine ernsthafte Sache ums Heirathen, und dies ist ein seltsamer Ort dazu, sich trauen zu lassen."

„Ich gebe beides zu. Dieser Punsch ist trefflich. Nun weiter! Ihr wißt, daß meines Oheims unermeßliches Vermögen ganz in seiner freien Verfügung steht; wenn ich sein Mißfallen erregte, wäre er im Stande, Alles meinem Bruder zu vermachen. Sein Mißfallen würde ich unwiderruflich mir zuziehen, wenn er erführe, daß ich die Tochter eines Gewerbsmanns geheirathet. Ich stehe im Begriff, die Tochter eines Gewerbsmanns zu heirathen — ein Mädchen, wie es unter Millionen nur Eine gibt! die Trauung muß so geheim als möglich geschehen. Und in der Kirche hier, wenn Ihr als Priester sie verrichtet, sehe ich nicht, wie eine Entdeckung möglich wäre."

„Habt Ihr zu der Heirath die Dispensation?"

„Nein; meine Braut ist noch nicht volljährig; und wir machen selbst vor ihrem Vater ein Geheimniß daraus. In diesem Dorf könnt Ihr das Aufgebot hermurmeln, ohne daß Eine Seele von Eurer Gemeinde auf den Namen achtet. Ich werde zu diesem Behuf einen Monat hier bleiben. Sie ist in London auf Besuch bei Verwandten in der City. Das Aufgebot von ihrer Seite wird ebenso im Stillen in einer kleinen Kirche in der Nähe des Towers geschehen,

wo mein Name nicht minder unbekannt seyn wird, als hier. Oh! ich habe alles famos eingerichtet!“

„Aber, mein lieber Kamerad, bedenkt was Ihr wagt!“

„Ich habe Alles bedacht und finde, daß alle Aussichten für mich günstig sind. Die Braut wird am Tage vor unsrer Trauung hier ankommen; mein Diener wird der eine Zeuge seyn; ein stumpfer, alter Welschmann, so antediluvianisch als möglich, — die Auswahl überlasse ich Euch — soll der zweite seyn. Meinen Diener kann ich verabschieden, und auf das Uebrige kann ich mich verlassen.“

„Aber —“

„Ich verabscheue die Aber, wenn ich eine Sprache zu schaffen hätte, würde ich kein solches Wort darin dulden. Aber jetzt, ehe ich mich über Katharine auslasse, ein ganz unerschöpflicher Gegenstand! erzählt mir, mein theurer Freund, Etwas von Euch!“

* * * * *

* * * * *

* * * * *

Etwas mehr als ein Monat war verflossen seit der Ankunft des Fremden in der Herberge des Dorfs. Er hatte seinen Aufenthalt inzwischen im Pfarrhaus genommen, ging nur wenig aus, und dann hauptsächlich auf Ausflüge zu Fuß auf den abgelegenen Bergen der Umgegend; daher war er selbst im Dorf nur einem Theil vom Sehen bekannt; und der Besuch eines alten Collegiumfreundes bei dem Geistlichen war, obgleich es allerdings früher nie vorgekommen war, an sich kein so auffallendes Ereigniß, daß es hätte

besondere Aufmerksamkeit erregen müssen. Das Aufgebot war gebührendermaßen, halb unverständlich, nach dem Schlusse des Gottesdienstes, während die kleine Versammlung das kleine Schiff der Kirche entlang sich zerstreute, hergeschnattert worden — als eines Morgens ein Wagen mit zwei Pferden vor dem Pfarrhause anfuhr. Ein Diener ohne Livree sprang vom Bock. Der Fremde öffnete die Wagenthüre und reichte, einen Freudenruf ausstoßend, den Arm einer Dame, welche zitternd und aufgeregt, selbst mit diesem kräftigen Anhalt und Beistand, kaum den Schlag herabsteigen konnte. „Oh!“ sagte sie mit einer von Thränen erstickten Stimme, als sie sich allein in dem kleinen Wohnzimmer befanden, „oh! wenn Ihr wüßtet, wie ich gelitten habe!“

Wie kommt es, daß gewisse Worte und zwar die alltäglichsten, welche die Hand schreibt und das Auge liest, als abgedroschene Gemeinplätze, wenn sie gesprochen werden, eine so vielfach verwickelte und tiefergreifende Bedeutung in sich schließen? „Oh, wenn Ihr wüßtet, wie ich gelitten habe!“

Als der Liebende diese Worte hörte, verwandelte sich der Ausdruck seines Angesichts, er trat zurück — sein Gewissen schlug ihn; in dieser Klage war begriffen die ganze Geschichte einer verheimlichten Liebe — nicht für beide Theile, sondern für das Weib — das peinliche Geheimhalten — die das Gewissen quälende Täuschung — die Schaam — die Furcht — das Opfer, die jene Worte

gesprochen, zählte kaum sechszehn Jahre. Das ist ein zartes Alter, die Kindheit für immer hinter sich zu lassen.

„Meine Geliebte! Gelitten hast Du wahrlich; aber es ist jetzt vorüber."

„Vorüber! Und was wird man von mir sagen — was wird man von mir denken zu Hause? Vorüber! Oh!"

„Es ist nur für eine kurze Zeit; nach dem Lauf der Natur kann mein Oheim nicht mehr lange leben; dann wird Alles erklärt. Wenn einmal unsre Ehe veröffentlicht ist, werden alle Deine Verwandte stolz darauf seyn, Dich anzuerkennen. Du wirst Vermögen, Rang — einen Namen haben unter den Ersten in der Gentry Englands. Vor Allem aber wirst Du das Glück haben, Dir sagen zu können, daß Deine Geduld mich, und vielleicht unsre Kinder, Holdeste! für eine Zeitlang gerettet hat vor Armuth, und —"

„Es ist genug," unterbrach ihn das Mädchen, und der Ausdruck ihres Gesichts wurde heiter und hob sich. „Es ist Deinet — Deinetwillen. Ich weiß was Du wagst, wie Viel ich Dir zu danken habe! Verzeih mir, das ist das letzte Murren, das Du je aus meinem Munde hören sollst."

Eine Stunde, nachdem diese Worte gesprochen, war die Ceremonie oder Trauung zu Ende.

„Caleb," sagte der junge Gatte, indem er den Geistlichen bei Seite zog, als sie eben wieder in das Haus traten; „Ihr werdet Euer Versprechen halten, das weiß

ich; und glaubt Ihr, daß ich mich unbedingt auf die Treue des von Euch gewählten Zeugen verlassen kann?"

„Auf seine Treue? — nein!" antwortete Caleb lächelnd, „aber auf seine Taubheit, seine Unwissenheit und sein Alter. Mein guter alter Küster: er wird die ganze Geschichte von heute binnen drei Monaten rein vergessen haben. Jetzt nachdem ich Eure Dame gesehen, wundre ich mich nicht mehr, daß Ihr einer so großen Gefahr Euch aussetzt. Nie sah ich ein so liebliches Gesicht. Ihr werdet glücklich seyn!" Und der Dorfpriester seufzte und dachte an den kommenden Winter und an seinen eigenen, einsamen Herd.

„Mein lieber Freund, Ihr habt nur erst ihre Schönheit gesehen — das ist ihr geringster Reiz. Der Himmel weiß, wie oft ich den Liebhaber gespielt — aber dieß ist das einzige Weib, das ich je wahrhaft geliebt habe. Caleb, an meines Oheims Wohnsitz stößt eine treffliche Pfründe. Der Rektor ist alt; wenn das Haus mein ist, soll Euch die Pfründe nicht lange mehr fehlen. Wir werden Nachbarn werden, Caleb, und dann sollt Ihr es versuchen und Euch auch eine Braut finden. Smith," und der Bräutigam wandte sich zu dem Diener, der seine Braut begleitet, und bei der Trauung als zweiter Zeuge gedient hatte — „sagt dem Postknecht, daß er die Pferde unverzüglich anspannt."

„Ja, Sir; darf ich ein Wort mit Euch sprechen?"

„Nun, was denn?"

„Euer Oheim, Sir, schickte nach mir, ich sollte zu ihm kommen, am Tag ehe wir die Stadt verließen."

„Ha! — wirklich!“

„Und ich konnte nur so aus seinen Dienern herauskriegen, daß er einen Verdacht hege — wenigstens daß er Nachforschungen angestellt — und sehr unwirsch scheine, Sir.“

„Ihr gingt zu ihm?“

„Nein, Sir, ich fürchtete mich. Er hat so ein eignes Wesen an sich; wenn er sein Auge auf mich heftet, so ist mir immer zu Muth, als könnte ich unmöglich eine Lüge sagen; und — und — kurz, ich hielt fürs Beste nicht hinzugehen.“

„Ihr thatet recht. Verwünscht dieser Bursche!“ murmelte der Bräutigam sich wegwendend; „er ist ehrlich und liebt mich; und doch wenn mein Oheim ihn sieht, ist er tölpisch genug, Alles zu verrathen. Nun, ich hatte immer im Sinn, ihn aus dem Wege zu schaffen — je früher, je besser. Smith!“

„Ja, Sir.“

„Ihr habt oft gesagt, Ihr würdet gern, wenn Ihr ein kleines Kapital hättet, Euch in Australien ansiedeln; Euer Vater ist ein trefflicher Pächter; Ihr seyd zu gut für die Stelle, die Ihr bei mir bekleidet: Ihr seyd gut erzogen und habt einige Kenntniß im Ackerbau; es kann Euch fast nicht fehlen, daß Ihr als Ansiedler Euer Glück macht, und wenn Ihr noch so gesinnt seyd wie früher, so, seht Ihr, habe ich gerade jetzt 1000 Pfund bei meinem Bankier, Ihr sollt die Hälfte haben, wenn Ihr mit dem ersten Packetboot absegeln wollt.“

„O Sir, Ihr seyd zu großmüthig.“

„Unsinn — keinen Dank — ich bin mehr klug als großmüthig; denn ich bin ganz Eurer Meinung, daß es mit mir völlig aus ist, wenn mein Oheim Euch in seine Gewalt bekommt. Ich fürchte auch den Späherblick meines Bruders; in der That, die Verpflichtung ist auf meiner Seite; nur bleibt im Ausland, bis ich ein reicher Mann bin und meine Heirath veröffentlicht ist; dann könnt Ihr von mir verlangen was Ihr wollt. Es ist also eine ausgemachte Sache; bestellt die Pferde, wir fahren über Liverpool und erkundigen uns wegen der Fahrzeuge. Beiläufig, mein guter Bursche, ich hoffe, Ihr kommt doch nicht zusammen mit dem Taugenichts, Eurem guten Bruder?“

„Nein, gewiß nicht, Sir. Es ist tausend Schade, daß er so schlimm gerathen ist, denn er war der gescheiteste von der Familie, und konnte mich immer um seinen kleinen Finger wickeln.“

„Das ist eben der Grund, warum ich seiner erwähnte. Wenn er unser Geheimniß erführe, würde er es sich trefflich zu Nutze machen. Wo ist er?“

„In einem Versteck, vermuthe ich, Sir.“

„Gut, wir wollen die See zwischen Euch setzen; so ist dann Alles sicher.“

Caleb stand am Eingang seines Hauses, als Braut und Bräutigam in ihren bescheidenen Wagen stiegen. Obgleich im November, war doch der Tag ausnehmend mild und heiter, der Himmel ohne ein Wölkchen, und

selbst die entblätterten Bäume schienen zu lächeln unter der goldenen Sonne. Und die junge Gattin weinte nicht mehr, sie war bei ihm, den sie liebte — sie war sein auf immer. Das Uebrige vergaß sie. Die Hoffnung — das sechszehnjährige Herz — sprachen glänzend durch die Röthe, die ihre schönen Wangen überzogen hatte. Des jungen Gatten offenes und männliches Angesicht strahlte vor Freude. Wie er vom Wagenfenster aus Caleb mit der Hand zuwinkte, klatschte der Postillon mit der Peitsche, der Diener setzte sich auf dem äußern Hintersitz zurecht, die Pferde zogen in raschem Trott an — der Geistliche sah sich allein!

Sich vermählen ist gewiß ein Ereigniß im Leben; Andere zu trauen ist für einen Geistlichen ein sehr gewöhnliches Vorkommniß; und doch begann von diesem Tage an in der Stimmung und in den Lebensgewohnheiten Caleb Price's ein großer Wechsel vorzugehen. Hast Du, mein freundlicher Leser, Dich jemals eine Zeitlang ruhig in das faule Behagen eines einförmigen Landlebens begraben? Hast Du Dich je schon allmählig gewöhnt an seine Eintönigkeit, und Dich vertraut gemacht mit seiner Einsamkeit; und hast Du, gerade zu der Zeit, wo Du die große Welt — dies mare magnum, das in der Ferne tost und braust, halb vergessen hattest, in Deiner friedlichen Zurückgezogenheit einen Besuch bekommen, voll von dem geschäftigen und aufgeregten Leben, das Du selbst mit voller Genugthuung verlassen zu haben wähntest? Wenn dies ist, hast Du nicht bemerkt, daß Du in dem

Verhältniß, als seine Anwesenheit und Unterhaltung entweder alte Erinnerungen neu belebte, oder neue Bilder erweckte von dem glänzenden Tumult jenes Lebens, dem Dein Gast angehörte — ihn aufmerksam und neugierig mit Dir zu vergleichen anfingst; daß Du anfingst zu empfinden, daß, was Dir vorher als Ruhe erschien, eigentlich Verfaulen sey; daß Deine Jahre in freund- und genußloser Verschwendung dahinfliehen; daß der Contrast zwischen dem animalischen Leben leidenschaftlicher Civilisation, und dem vegetirenden stumpfen Daseyn bewegungsloser Abgeschlossenheit von der Art ist, daß, wenn Du noch jung bist, ihn zu ertragen, alle Deine Philosophie in Anspruch nimmt — neben dem unabweislichen Gefühl, daß das stumpfe Daseyn Dein Loos seyn dürfe bis zum Grabe? Und wenn Dein Gast Dich verlassen, wenn Du wieder allein bist, ist dann Deine Einsamkeit dieselbe wie zuvor?

Unser armer Caleb hatte sich seit Jahren mit seinen Gedanken in seinem Dorfe eingewurzelt. Sein Gast hatte sich, wie der Vogel im Feenmärchen, auf die ruhigen Zweige niedergelassen, und so laut und fröhlich von dem bezaubernden Himmel und Klima der Ferne gesungen, daß, als er wegflog, der Baum in der nüchternen Sonne, in der er sich früher zufrieden gewärmt, halbgeknickt und welkend hinschmachtete. Der Gast war in der That einer der Menschen, deren sprühende Lebendigkeit auf diejenigen, die in ihre Nähe kommen, einen Einfluß und eine Macht ausüben, die man gewöhnlich nur geistigen Eigenschaften

zuschreibt. Während des Monats, den er bei Caleb verlebt, hatte er dem armen Pfarrer die ganze Lustigkeit des wilden und fröhlichen Noviziats ins Gedächtniß zurückgerufen, welches dem feierlichen Gelübde und der langweiligen Zurückgezogenheit von der Welt voranging — die geselligen Partien, die fröhlichen Mahlzeiten, die Kameradschaft, mit offenen Händen und offenem Herzen, der ungestümen, entzückenden, übermüthigen, leichtsinnigen Jugend! Und Caleb war kein Büchermann — kein Gelehrter; er hatte keine geistige Hülfsquellen in sich selbst, keine Beschäftigung als seine träg erfüllten und schlecht bezahlten Berufspflichten. Daher wurden in ihm leicht die Gefühle und Gedanken des thätigen Weltmenschen erweckt. Aber wenn diese Vergleichung zwischen seinem vergangenen und seinem jetzigen Leben ihn unruhig und verstört machte, einen wie viel tiefern und dauernderen Eindruck machte auf ihn der Contrast zwischen seiner und seines Freundes Zukunft! nicht in den Punkten, wo er nie auf Gleichheit hoffen konnte — Reichthum und Rang — die conventionellen Unterscheidungen, mit welchen sich am Ende ein Mann von gewöhnlichem Menschenverstand früher oder später aussöhnen muß, sondern in Hinsicht auf das Eine, wo Alle, Hohe und Niedere, Ansprüche haben auf die gleichen Rechte, — Rechte, auf die ein Mann von mäßig warmem Gefühl nie freiwillig verzichten kann, nämlich: die Genossin eines, wenn auch noch so bescheidnen, Lebensschicksals: ein freundliches Antlitz an einem Herde, mag dieser noch so gering seyn! Und sein glück=

licherer Freund war, wie alle Menschen voll Leben, voll von sich selbst, voll von seiner Liebe, seiner Zukunft, der Wonne von Heimath, Weib und Kindern. Und dann schien auch die junge Gattin so schön, so vertrauend und so zärtlich; so ganz geschaffen, das edelste Haus zu schmücken, das niedrigste zu erheitern! Und Beide waren so glücklich, waren einander so ganz Alles in Allem, als sie seine öde Schwelle verließen! Und der Priester fühlte dies Alles, als er, schwermüthig und voll Neides, an jenem Novembertage von seiner Thür ins Haus zurückkehrte und sich so mutterseelenallein fand! Er begann jetzt ernstlich nachzudenken über die erträumten Freuden, welche Männer, die des Cölibats überdrüssig geworden, hinter dem Altar bis zum Himmel hinan entkeimen und wachsen sehen. Wenige Wochen nachher war in dem äußern Wesen des guten Mannes ein auffallender Wechsel sichtbar. Er wurde sorgfältiger in seiner Kleidung, er barbierte sich jeden Morgen, er kaufte sich einen stutzohrigen wälschen Hengst; und bald wußte man in der Nachbarschaft, daß der einzige Weg, den der Hengst zurückzulegen verdammt war, der nach dem Hause eines gewissen Squire war, der bei einer Familie von allen Altern sich auch zwei hübscher, heirathbarer Töchter zu rühmen hatte. Das war die zweite Festtagszeit für den armen Caleb, — der Liebesroman seines Lebens; er war bald zu Ende. Der Squire, als er den Betrag von des Pastors Einkommen erfuhr, lehnte seine Bewerbung ab; und bald darauf machte das Mädchen, dem er seine Neigung zugewendet hatte, eine, wie

die Welt es nennt, glückliche Partie. Und vielleicht war es wirklich eine, denn ich habe nie gehört, daß sie um den verschmähten Liebhaber sich grämte. Vielleicht war Caleb auch kein solcher Mann, dessen Platz in einem weiblichen Herzen nie hätte können ersetzt werden. Die Dame heirathete, die Welt ging ihren Gang wie zuvor, der Bach tanzte gleich lustig durch das Dorf, die Armen arbeiteten an den Wochentagen, und die kleinen Buben jagten sich am Sonntag um die Grabsteine herum, und des Pfarrers Herz war gebrochen. Er siechte allmählig und schweigend hin. Die Dorfbewohner bemerkten, daß er sein altes gutmüthiges Lächeln verloren, daß er nicht mehr jeden Samstag Abends vor des Kärrners Thor stehen blieb, um sich zu erkundigen, ob keine Neuigkeiten umliefen in der Stadt, welche der Kärrner jede Woche besuchte; daß er nicht mehr kam, um die verirrten Zeitungsblätter zu entlehnen, welche dann und wann ihren Weg in das Dorf fanden; daß, wenn er am Bach hinschlenderte, ihm die Kleider lose am Leib schlotterten, und daß er nicht mehr „im Gehen pfiff;" ach! „er suchte nicht mehr nach Gedanken!" Nach und nach wurden die Spaziergänge selbst eingestellt; der Pfarrer war nicht mehr sichtbar; ein Fremder versah seine Amtspflichten.

Eines Tags, es mochten etwa drei Jahre seyn nach dem erzählten, verhängnißvollen Besuch — an einem sehr stürmischen, rauhen Tag früh im März, schellte der Postbote, welcher die Runde in dem Bezirk machte, an des Pfarrers Glocke. Die einzige Dienerin, ihr rothes Haar

lose um den Hals fallend, stellte sich auf das Zeichen ein.

„Und was macht der Herr?“

„Sehr schlecht ist er;“ und das Mädchen wischte sich die Augen.

„Er sollte Euch etwas Hübsches hinterlassen,“ bemerkte der Postbote freundlich, indem er das Geld für den Brief einsteckte.

Der Pastor lag im Bette — der unholde Wind brauste durch den Kamin herab, und schüttelte das schlechtgefugte Fenster in seinem mürben Gestell. Die Kleider, die er zuletzt getragen, waren nachlässig umhergeworfen, ungeglättet, ungebürstet; die dürftigen, wenigen Meubles waren keines an seinem Platz; wüste Unbehaglichkeit war der Charakter des Sterbezimmers. Und neben dem Bette stand ein benachbarter Geistlicher, ein derber, bäurischer, gutmüthiger, durchaus wälscher Priester, der wohl zu einem Bild von Parson Adams hätte sitzen können.

„Da ist ein Brief für Euch,“ sagte der Besuch.

„Für mich?“ gab Caleb schwach zur Antwort. „Ha — gut — ist es nicht sehr dunkel, oder versagen mir meine Augen den Dienst?“ Der Geistliche und die Dienerin zogen die Vorhänge zurück und unterstützten den Kranken, daß er aufrecht saß; er las langsam und mit Mühe Folgendes:

„Lieber Caleb, — Endlich kann ich Etwas für Euch thun. Ein Freund von mir hat eben eine ihm zustehende Pfründe zu vergeben, im Betrage, wie ich höre, von drei- bis vierhundert Pfund jährlich — angenehme Nach-

barschaft — keinen Sprengel. Und mein Freund hält seine Hunde! — gerade recht für Euch! Er ist jedoch gar eine eigenthümliche Art Mann — es fehlt ihm ein Gesellschafter, und er hat einen Abscheu vor allem Evangelischen; wünscht Euch daher zu sehen, ehe er entscheidet. Wenn Ihr mich im nächsten Monat einmal in London aufsuchen könnt, will ich Euch ihm vorstellen, und ich zweifle nicht, die Sache wird ins Reine kommen. Es muß Euch seltsam vorkommen, daß ich Euch nie geschrieben seit wir uns zuletzt sahen; aber Ihr wißt, ich war nie ein sehr guter Correspondent; und da ich Euch nichts für Euch Vortheilhaftes mitzutheilen hatte, hielt ich es für eine Art von Beleidigung, mich über mein Glück und dergleichen auszulassen. Alles was ich in dieser Hinsicht sagen will, ist, daß ich meinen wilden Hafer gesäet habe; und daß Ihr mein Wort darauf nehmen könnt: es gibt Nichts, was Einem so zu wissen thut, wie groß das Herz ist und wie klein die Welt, als bis er nach Haus kommt (vielleicht nach einem mühsamen Jagdtag,) und seinen eignen Herd sieht und einen herzlichen Willkomm hört; und — oh, beiläufig gesagt, Caleb, wenn Ihr nur meinen Knaben sehen könntet, den rundesten kleinen Schelm! Aber genug hievon. Alles was mich quält, ist nur dies, daß ich bisher meine Heirath noch nicht habe erklären können; mein Oheim hat jedoch keinen Verdacht; meine Frau trotzt Allem wie ein Engel, was sie auch ist; dennoch, fällt mir eben während ich an Euch schreibe, ein, für irgend einen möglichen Zufall, zumal wenn Ihr den Platz verlaßt,

wäre es doch gut, wenn Ihr mir eine geprüfte Abschrift des Registers schicktet. An solchen entlegenen Orten werden die Kirchenbücher oft verloren oder verlegt; und es dürfte in späterer Zeit, wenn ich meine Heirath öffentlich bekannt mache, vortheilhaft seyn, jeden Zweifel über diesen Umstand aufklären zu können.

Lebet wohl, alter Kamerad.

Euer aufrichtigster

u. s. w."

„Es kommt zu spät," seufzte Caleb schwer, und der Brief entfiel seinen Händen. Eine lange Pause folgte. „Schließt die Läden," sagte der Kranke endlich; „ich glaube, ich könnte schlafen; und — und — den Brief aufheben."

Mit zitterndem aber hastigem Griff faßte er das Papier, wie ein Geizhals die Urkunden über ein Gut fassen würde, worauf er eine Hypothek hat. Er glättete die Falten, betrachtete wohlgefällig die bekannte Handschrift, lächelte — ein geisterhaftes Lächeln! — legte dann den Brief unter sein Kissen und sank zurück; sie ließen ihn allein. Er wachte einige Stunden lang nicht auf, und der gute Geistliche, ebenso arm wie er, war wieder auf seinem Posten. Die einzigen Freundschaften, die in der Stunde der Noth treulich bei uns aushalten, sind diejenigen, welche durch Gleichheit der Lebensumstände gelöthet und gefestigt sind. Im Schooße der Häuslichkeit, in der Stunde der Mühsal und Heimsuchung, am Sterbebette, findet man Reiche und Arme selten neben einander. Caleb war sichtlich viel schwächer, aber sein Bewußtseyn

schien klarer als es zuvor gewesen, und der Instinkt seiner angebornen Gutherzigkeit war das letzte, was ihn verließ. „Er verlangte, daß ich Etwas für ihn thun solle," murmelte er. „Ha! ich besinne mich! Jones, wollt Ihr nach dem Kirchspielregister schicken? — Es ist irgendwo in der Sakristei, glaube ich — aber es ist Nichts recht in Ordnung. Am besten ginget Ihr selbst — es ist wichtig."

Mr. Jones nickte und eilte fort. Das Register war nicht in der Sakristei; die Kirchenältesten wußten Nichts davon; der Küster, ein neuer Küster, der auch der Todtengräber und ein ziemlich wilder Geselle war, war zehn Meilen weit zu einer Hochzeit gegangen; Alles ward durchsucht, bis endlich das Buch, unter einem Haufen von alten Magazinen und staubigen Papieren in dem Wohnzimmer Calebs selbst gefunden wurde. Als es ihm endlich gebracht wurde, nahm des Leidenden Schwäche schon rasch zu; mit einiger Mühe entdeckte sein trübes Auge die Stelle, wo unter den ungefügen Krähenfüßen der Kirchspielleute die große, deutliche Handschrift seines alten Freundes und die zitternden Schriftzüge der Braut sehr auffallend sich darstellten.

„Zieht dies für mich aus, wollt Ihr so gut seyn?" sagte Caleb.

Mr. Jones that wie er gebeten war.

„Jetzt seyd so gut und schreibt über den Auszug:

„Sir, — Auf Mr. Price's Verlangen überschicke ich Euch das Eingeschlossene. Er ist zu krank, um selbst schreiben zu können. Aber er trägt mir auf zu schreiben,

daß er gar nie mehr derselbe Mann wie früher gewesen, seit Ihr ihn verlassen, und daß, wenn er auch nicht wieder gesund werden sollte, doch Euer freundlicher Brief ihm in seinem Gemüth wohlgethan und erleichtert habe."

Caleb hielt inne.

„Fahrt fort."

„Das ist Alles, was ich zu sagen habe; unterzeichnet Euern Namen und setzt die Adresse darauf. Hier ist sie. Ha, der Brief (murmelte er) darf nicht herumfahren! — Wenn mir Etwas zustößt, so könnte er ihm Unlust machen."

Und während Mr. Jones sein Blatt siegelte, streckte Caleb in seiner Schwäche seine abgemagerte Hand aus, und hielt den Brief, der „zu spät gekommen," über die Flamme der Kerze. Als das Papier auf den Fußboden ohne Teppich fiel, setzte Mr. Jones vorsichtig die breite Sohle seines Stulpenstiefels darauf, und die Dienerin fegte ihn in den Kaminrost.

„Ha, tretet ihn aus; — werft ihn unter die Asche. Das Letzte wie das Uebrige, sagte Caleb heiser. „Freundschaft, Glück, Hoffnung, Liebe, Leben — eine kleine Flamme — und dann — und dann —"

„Beunruhigt Euch nicht — es ist ganz aus!" sagte Mr. Jones.

Caleb wandte sich mit dem Gesicht nach der Wand. Sein Leben zog sich noch bis zum folgenden Tag hin, wo er unmerklich vom Schlaf in den Tod hinübersank. Sobald er den letzten Athemzug gethan, bedachte Mr. Jones, daß seine Pflicht erfüllt sey und daß andere Pflichten ihn heim

riefen. Er versprach wieder zu kommen, um die Leichengebete über den Todten zu sprechen, ertheilte einige hastige Befehle in Betreff des einfachen Leichenbegängnisses, und wandte sich eben, um das Zimmer zu verlassen, als er den von ihm auf Calebs Wunsch geschriebenen Brief noch auf dem Tische liegen sah. „Ich komme an dem Postamt vorbei — ich will ihn aufgeben,“ sagte er zu der weinenden Dienerin; „gebt mir nur jenen Streifen Papier.“ So schrieb er denn auf den Papierstreifen: „Nachschrift. Er ist diesen Morgen um halb ein Uhr schmerzlos gestorben. R. J.“ und ohne sich die Mühe zu nehmen, das Siegel wieder aufzubrechen, schob er das Schlußbulletin in die Falten des Briefs, den er dann sorgfältig in seine ungeheure Tasche steckte und unversehrt auf die Post brachte. Und das war Alles, was der lebenslustige und glückliche Mann, an welchen der Brief gerichtet war, je über die letzten Tage seines Freundes vom Collegium her erfuhr.

Die durch den Tod Caleb Price's erledigte Pfründe war nicht so werthgeschätzt, daß der Patron ihrethalb von vielen Bewerbungen wäre geplagt worden. Sie blieb beinahe das ganze vom Gesetz vorgeschriebene Halbjahr erledigt. Und das verödete Pfarrhaus ward einem der Dorfbewohner überlassen, welcher gelegentlich Caleb bei Besorgung seines kleinen Gartens geholfen hatte. Dieser Mann, sein Weib und ein halb Dutzend lärmende, zerlumpte Kinder nahmen Besitz von der Wohnung des friedlichen, stillen Junggesellen. Die Meubles waren verkauft worden, um die Kosten des Leichenbegängnisses

und einige kleine Rechnungen zu bezahlen, und außer der Küche und den zwei Bodenkammern ward das leere, unbewohnte Haus dem Spiel und Unwesen der müßigen kleinen Bälge überlassen, welche in den stillen Gemächern herumjohlten, sich fürchtend vor der Stille, aber voll Freude über den vielen Platz. Das Schlafgemach, in welchem Caleb gestorben, ward allerdings lange Zeit vom kindischen Aberglauben respektirt. Aber als sich eines Tags der älteste Knabe über die Schwelle gewagt hatte, zogen zwei Wandschränke, deren Thüren nur zugelehnt waren, die Neugier des Kindes auf sich. Es öffnete den einen, und sein Ausruf zog bald die übrigen Kinder herbei. Bist du, geneigter Leser, auch wohl als Knabe plötzlich auf das Eldorado gestoßen, das die Erwachsenen eine Rumpelkammer nennen? Rumpelwaare, wahrhaftig! was die Kunstliebhaberei doppelt verschließt in Cabinetten, ist für den Knaben ächte Rumpelwaare! Rumpelwaare! Leser! für dich war es ein Schatz! Dieser Wandschrank nun war die Rumpelkammer in Calebs Haushalt gewesen. Im Augenblick hatte sich das ganze Rudel über den buntscheckigen Inhalt her geworfen. Zerstreute Stücke von rohen Angelruthen; künstliche Köder; ein Paar abgetragener Stulpenstiefeln, in welche einer der kleinen Unholde, jauchzend und johlend, sich bis um die Mitte des Leibes begrub; von Motten zerfressen, fleckig und zerlumpt der Mantel des Collegiaten — eine Reliquie aus der schönen Zeit des Todten; ein Sack mit meist zerbrochnen Tischlerwerkzeugen; ein Kolbenschlägel; ein seltsam geformter

Vorhandschuh, ein Fechtrappier, in der Mitte zerbrochen, mehr aber als Alles einige halbvollendete rohe Spielsachen: ein Boot, ein Wägelchen, ein Puppenhaus, womit der gutmüthige Caleb sich bemüht hatte, um die jüngeren Kinder jener Familie zu erfreuen, in der er das verhängnißvolle Ideal seines trübseligen Lebens gefunden. Nach einander wurden diese Sachen aus ihrem bestaubten Schlummer hervorgezerrt, — profane Hände stritten sich um das erste Recht der Besitzergreifung. Und jetzt, an die Wand zuhinterst gelehnt, stierte die verblüfften Entweiher des Heiligthums mit gläsernen Augen und scheußlichem Gesicht ein grimmes Ungeheuer an. Sie prallten und stolperten über einander zurück, blaß und athemlos, bis der Aelteste, als er sah, daß das Ungethüm sich nicht rührte, ein Herz faßte, sich auf den Zehen heranschlich, — zweimal zurückwich und zweimal wieder vorrückte, und endlich hervorzog — überpappt, übermalt und in Gestalt eines Greifs herausgeputzt, einen riesenhaften D r a c h e n!

Die Kinder waren leider nicht alt und klug genug, um den ganzen schlummernden Werth des eingekerkerten Aeronauten zu kennen, welcher den armen Caleb die Arbeit manches langweiligen Abends gekostet hatte — ein beabsichtigtes Geschenk für den Lieblingsbruder der Treulosen. Aber sie vermutheten, daß es ein Ding oder ein Geist sey, der von Rechtswegen ihnen gehöre; und nach reiflicher Ueberlegung beschloßen sie, das Geheimniß ihrer Entdeckung einem alten Stelzbein im Dorf mitzutheilen, der in der Armee gedient hatte, der Abgott aller Kinder

im Ort war, und nach ihrer festen Ueberzeugung Alles unter der Sonne wußte und verstand, ausgenommen die mystischen Künste des Lesens und Schreibens. Demgemäß schleppten sie, nachdem sie sich versichert, daß das Feld rein war — denn sie betrachteten ihre Eltern, wie dies bei den Kindern der hartarbeitenden Classen oft der Fall ist, als die natürlichen Feinde ihrer Ergötzlichkeiten und Kurzweil — das Ungeheuer in ein altes Hinterhaus und liefen zu dem Invaliden, um ihn schlau zu bitten, heraufzukommen und dessen Inhalt zu besichtigen.

Drei Monate nach diesem denkwürdigen Ereigniß kam der neue Pastor an. Ein schmächtiger, gezierter, ordentlicher, steifer junger Mann, von der Natur geschaffen und durch Gewöhnung geübt, Einsamkeit und Hunger tüchtig zu ertragen. Zwei liebende Paare hatten mit ihrer Trauung gewartet, bis Se. Hochehrwürden kämen. Die Ceremonie war vorüber — aber wo war das Kirchenbuch? Die Sakristei wurde durchsucht, die Kirchenältesten befragt; der lustige Küster, der, auf das Abscheiden seines tauben Vorgängers hin kurz vor Calebs letzter Krankheit ins Amt gekommen, hatte eine dämmernde Erinnerung davon, daß er das Kirchenbuch zu Mr. Price hinaufgebracht, als die Sakristei geweißt worden. Das Haus wurde durchsucht — der Wandschrank, der geheimnißvolle Wandschrank ward durchstöbert. „Da ist es, Sir!“ rief der Küster; und er deutete auf einen blassen Pergamentband. Der magere Geistliche öffnete ihn und fuhr mit

Verdruß zurück — mehr als drei Viertheile der Blätter waren herausgerissen.

„Das haben die Motten gethan, Sir," sagte des Gärtners Weib, der noch nicht aus dem Hause ausgezogen war.

Der Geistliche schaute sich um; eines der Kinder zitterte. „Was habt Ihr mit diesem Buch angefangen, Kleiner?"

„Mit diesem Buch? — der — hi! — hi! —"

„Sprich die Wahrheit, so sollst Du nicht bestraft werden."

„Ich wußte nicht, daß es etwas zu sagen hatte — hi! — hi! —"

„Nun, und — —"

„Der alte Ben hat uns geholfen."

„Nun, weiter?"

„Und — und — und — hi — hi! — der Schwanz von dem Drachen, Sir! — —"

„Wo ist der Drache?"

Ach! der Drachen und sein Schwanz waren längst in jenes unentdeckte Reich gewandert, wo alle verlornen, zerbrochnen, verschwundnen und zerstörten Sachen, Sachen, die von selbst verloren gehen — denn die Dienstboten sind zu ehrlich um zu stehlen; Sachen, die von selbst zerbrechen — denn die Dienstboten sind zu achtsam und vorsichtig um Etwas zu zerbrechen, eine bleibende und unerreichbare Zuflucht finden.

„Es hat keinen Stecknadelkopf zu bedeuten," sagte der Küster; „das Kirchspiel muß eben ein neues kriegen."

„Es ist nicht meine Schuld," sagte der Pastor. „Sind meine Rippchen fertig?"

Zweites Kapitel.

Das grollende Geschick beschwichtigt' er
Mit eiteln Träumen.

Crabbe.

„Warum kommt mein Vater nicht zurück? Wie lang er schon weg ist!"

„Mein lieber Philipp, Geschäfte halten ihn zurück; aber er wird in wenigen Tagen hier seyn — vielleicht heute noch!"

„Ich freue mich darauf, wenn er sieht, welche Fortschritte ich gemacht habe."

„Fortschritte in was, Philipp?" sagte die Mutter mit einem Lächeln. „Im Latein gewiß nicht; denn ich habe Dich kein Buch aufschlagen sehen, seit Du des armen Todd's Entlassung erzwungen."

„Todd! Ha, das war ein solcher Lump, und sprach so durch die Nase; was konnte der vom Latein verstehen?"

„Mehr als Du je davon verstehen wirst, besorge ich, wenn nicht —" und hier ward im Tone der Mutter ein zögerndes Bedenken bemerkbar, — „wenn nicht Dein Vater einwilligt, daß Du die Schule besuchst."

„Nun, ich ginge gern nach Eton! — Das ist die einzige Schule für einen Gentleman. Ich habe das meinen Vater sagen hören.“

„Philipp, Du bist zu stolz.“

„Stolz! Du nennst mich oft stolz; aber dann küßst Du mich doch dabei. Küsse mich jetzt auch, Mutter!“

Die Dame zog ihren Sohn an ihre Brust, schob das üppige Haar von seiner Stirne zurück und küßte ihn, aber der Kuß war wehmüthig, und nach einem Augenblick drängte sie ihn sanft weg und murmelte, ohne zu wissen, daß sie gehört werde, vor sich hin:

„Wenn am Ende doch meine Hingebung für den Vater den Kindern Nachtheil brächte!“

Der Knabe fuhr auf und eine Wolke zog über seine Stirne; aber er sagte Nichts. Ein leichter Tritt trat durch die französischen Fenster, welche auf den Rasenplatz hinausführten, in das Zimmer, und die Mutter wandte sich zu ihrem jüngsten Kind und ihr Auge leuchtete.

„Mama, Mama! Da ist ein Brief für Dich! Ich hab' ihn dem John abgenommen; es ist Papas Handschrift.“

Die Dame stieß einen Freudenschrei aus und ergriff den Brief. Das jüngere Kind schmiegte sich auf einem Schemel zu ihren Füßen an sie an, und sah zu ihr hinauf, während sie las; der Aeltere stand beiseite, auf sein Gewehr gelehnt, und sein Gesicht war etwas nachdenklich, ja düster.

Es war ein starker Contrast zwischen den zwei Kindern.

Der ältere Knabe, etwa fünfzehn Jahre alt, schien älter als er war, nicht blos wegen seiner Größe, sondern auch vermöge seiner dunkeln Gesichtsfarbe und eines gewissen stolzen, ja herrischen Ausdrucks bei Zügen, die, ohne die sanfte und gefällige Anmuth des Kindlichen zu besitzen, doch regelmäßig und ansprechend waren. Seine dunkelgrüne Jagdkleidung, mit dem Gurt und der Waidmannstasche, die Mütze mit der goldnen Trobbel auf seinen üppigen Locken, welche den schimmernden Glanz des Rabengefieders hatten, vermischten vielleicht etwas frühreif Männliches in seinen Neigungen mit der Liebe zum Phantastischen und Malerischen, welche den Grundzug im Wesen der stolzen Mutter verrieth. Der jüngere Knabe hatte kaum das neunte Jahr erreicht; und die weichen, nußbraunen Locken, welche halb über die Schultern wallten; die reiche und zarte Blüthe der Wangen, welche von tüchtiger Gesundheit und zugleich von sorgsamer Pflege zeugt; die großen, tiefen, blauen Augen; die weich beweglichen und beinahe weiblichen Umrisse der harmonischen Züge — das Alles zusammen gab ein solches Ideal von Kindesschönheit, wie ein Lawrence es gerne malen, ein Chantry modelliren würde.

Und die bis ins Kleinste gehende Sorgfalt einer Mutter, die ihren Liebling noch ganz für sich hat, zum Spiel, zum Tändeln, zur Kurzweil, war erkennbar in dem großen heruntergeschlagenen Kragen vom feinsten Battist, und in dem blauen Sammetanzug mit vergoldeten Knöpfen von durchbrochener Arbeit und in der gestickten Schärpe. Beide

Knaben hatten das Wesen von Geschöpfen an sich, welche das Schicksal sanft ins Leben einführt — im Vollgenuß von Reichthum, Geburt, Behagen des Ueberflusses gehätschelt und verwöhnt, als ob die Erde keinen Dorn habe für ihren Fuß, der Himmel keinen Wind, der ihre jungen Wangen zu rauh berühren dürfte. Die Mutter war ausnehmend schön gewesen, und obgleich die erste Blüthe der Jugend jetzt dahin war, besaß sie doch noch die Schönheit, welche neue Liebe gewinnen mochte — eine leichtere Aufgabe als die, die alte zu fesseln! Ihre beiden Kinder, obgleich einander unähnlich, glichen Ihr; sie hatte die Züge des Jüngern; und wahrscheinlich hätte Jeder, der sie in ihrer frühern Jugend gesehen, in dieses Kindes munterem und doch sanftem Gesichtchen das Spiegelbild der Mutter als Mädchen wieder erkannt. Jetzt aber war, zumal wenn sie schweigsam oder nachdenklich war, der Ausdruck ihres Gesichts mehr der des ältern Knaben; — die einst so rosige Wange war jetzt blaß, obgleich klar, und die geschwungene Linie des Mundes und die hohe Stirne verrieth einen gewissen Stolz und Ernst, welchen die Jahre gebracht. Wer sie in ihren einsamern Stunden hätte beobachten können, hätte vielleicht erkannt, daß diesem Stolz die Schaam nicht fremd geblieben, und daß der nachdenkliche Ernst der Schatten von Leidenschaften, von Furcht und Kummer war.

Jetzt aber, wie sie diese hastigen, kurzen, aber lebendig in ihrer Erinnerung bewahrten Schriftzüge las — sie las mit Augen, in welchen das Herz sich offenbarte, jetzt

waren in ihrem beredten Antlitz nur Freude und Triumph sichtbar. Ihre Augen flammten, ihre Brust hob sich; und endlich, den Brief an ihre Lippen pressend, küßte sie ihn zu wiederholten Malen mit leidenschaftlichem Entzücken. Dann, als ihr Auge dem dunkeln, fragenden, ernsten Blick ihres Erstgebornen begegnete, schlang sie ihre Arme um ihn und weinte heftig.

„Was ist denn, Mama, liebe Mama?“ sagte der Jüngere, sich zwischen Philipp und seine Mutter drängend.

„Dein Vater kommt zurück, heute — noch in dieser Stunde; — und Du — Du — Kind — du Philipp —“ hier unterbrach Schluchzen ihre Worte und machte sie sprachlos.

Der Brief, welcher einen solchen Eindruck hervorgebracht hatte, lautete so:

An Mrs. Morton, Fernside Cottage.

„Theuerste Katty, — mein letzter Brief hat Dich auf die Zeitung vorbereitet, die ich Dir jetzt zu melden habe — mein armer Oheim ist nicht mehr. Obgleich ich ihn, besonders in den letzten Jahren, so wenig gesehen, hat mich doch sein Tod nicht wenig ergriffen; aber ich habe wenigstens den Trost denken zu können, daß mich jetzt Nichts mehr hindert, Dir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich bin der einzige Erbe seines Vermögens — es steht jetzt in meiner Macht, theuerste Katty, Dir einen späten Ersatz anzubieten für Alles, was Du meinetwillen bestanden hast — ein heiliges Zeugniß Deiner langen Geduld, Deiner tadellosen Liebe, Deiner Leiden

und Deiner Hingebung. Und unsre Kinder auch — mein hochherziger Philipp! — küsse sie, Katty — küsse sie tausendmal in meinem Namen.

Ich schreibe in größter Eile — Das Begräbniß ist eben vorüber, und mein Brief hat nur die Bestimmung, Dir meine Rückkehr anzukündigen. Meine herzliebe Katharine, ich werde beinahe so bald bei Dir seyn, als Deine Augen diese Zeilen lesen — diese lieben Augen, die, trotz aller Thränen, welche sie um meiner Fehler und Thorheiten willen vergossen, nie am Ausdruck der Güte und Freundlichkeit verloren haben.

Immer wie immer der Deinige,

Philipp Beaufort."

Dieser Brief sagt beinahe Alles, und es bleibt nur Wenig zu erklären übrig. Philipp Beaufort war Einer der Männer, wie es Viele in seiner Gesellschaftsclasse gibt — leichtmüthig, sorglos, gutmüthig, großherzig, mit unendlich bessern Gefühlen als Grundsätzen.

Selbst nur ein mäßiges Vermögen erbend, das zu drei Viertheilen in den Händen der Juden war, ehe er sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht, hatte er einen sehr glänzenden Besitz von seinem Oheim zu erwarten, einem alten Junggesellen, der aus einem Hofmann ein Menschenfeind geworden war — kalt — schlau — durchdringend — weltlich — sarkastisch — und herrisch; und von diesem Verwandten bezog er einstweilen ein schönes, ja großmüthiges Jahrgeld. Etwa sechszehn Jahre vor dem Zeitpunkt, in welchem wir mit unsrer Erzählung stehen,

war Philipp Beaufort „auf- und davongelaufen," wie der Ausdruck ist, mit Katharina Morton, die damals kaum mehr als ein Kind war — ein mutterloses Kind — in einer Pension mit Begriffen und Ansprüchen erzogen, die weit über ihren Stand gingen; denn sie war die Tochter eines Gewerbsmanns in einer Provinz. Und Philipp Beaufort, in seinen besten, kräftigsten Jahren, besaß die meisten Eigenschaften, welche das Auge blenden, so wie manche der Künste, welche die Neigungen und Gefühle verführen. Einige vermutheten, daß sie heimlich vermählt seyen; wenn dies war, so ward doch das Geheimniß gut bewahrt, und scheiterten alle Nachforschungen des strengen alten Oheims. Und doch lag, nicht nur in dem bescheidnen und zugleich würdevollen Benehmen Katharinens, sondern auch in ihrem Charakter, welcher stolz und hochsinnig war, Vieles, was jenem Verdacht einen Schein leihen konnte. Beaufort, ein von Natur gegen Formen gleichgültiger Mann, bezeigte ihr eine gewissenhafte und ausgezeichnete Achtung; und seine Neigung beruhte sichtlich nicht allein auf Leidenschaft, sondern auf Hochschätzung und Vertrauen. Die Zeit entwickelte in ihr geistige Eigenschaften, welche denen Beauforts überlegen waren; und zur Ausbildung von diesen hatte sie Muße genug. Zu dem Einfluß, den ihr Geist und ihre Persönlichkeit ihr verschafften, kam noch der einer offenen, zärtlichen und gewinnenden Gemüthsart; und ihre Kinder knüpften das Band zwischen ihnen noch fester. Mr. Beaufort war ein leidenschaftlicher Freund der Jagdvergnügungen. Er lebte

den größten Theil des Jahrs mit Katharinen in dem schönen Landhaus, an das er Ställe von Jagdpferden angebaut, welche die Bewunderung der Grafschaft waren; und obgleich das Landhaus in der Nähe von London war, lockten ihn doch die Freuden der Hauptstadt selten auf länger als ein paar Tage — meist nur ein paar Stunden, auf ein Mal; und er eilte immer mit erneuter Lust dahin zurück, wo er sich wahrhaft heimisch fühlte.

Was immer das Verhältniß zwischen Katharinen und ihm seyn mochte, (und über die wahre Natur des Verhältnisses ist der Leser durch das einleitende Kapitel besser belehrt, als die Welt es war,) gewiß ist, daß ihr Einfluß, von allen Ausschweifungen und vielen Thorheiten einen Mann entwöhnt hatte, von dem, ehe er sie kennen lernte, höchst wahrscheinlich war, daß er, bei der Ausgelassenheit und dem Leichtsinn seiner Natur und bei einer sehr mangelhaften Erziehung, alle Modelaster annehmen würde, welche man als Schutzmittel gegen den ennui betrachtet. Und wäre ihre Verbindung offen von der Kirche geheiligt worden: man hätte Philipp Beaufort allgemein als das Muster eines zärtlichen Gatten und eines treuen Vaters geschätzt. Immer hatte Mr. Beaufort, so wie er Katharinens natürliche Vorzüge mehr und mehr erkannte und anhänglicher an sein Heimwesen wurde, mit der Großmuth wahrer Zärtlichkeit, den Wunsch gehabt, durch eine öffentliche Trauung ihr das Peinliche einer zweideutigen Stellung zu ersparen. Aber Mr. Beaufort war, obschon großmüthig, doch nicht frei von der Welt-

lichkeit, welche ihm überall in der Gesellschaft, worin er seine Jugend verlebt hätte, entgegengetreten war. Sein Oheim, das Haupt einer der Familien, welche von Jahr zu Jahr aus dem Stand der Gemeinen verschwinden, um in die Peerschaft überzugehen, aber welche sonst eine ausgezeichnete, eigenthümliche Classe in der Aristokratie Englands bildeten — Familien von alter Geburt, unermeßlichen Besitzungen, von Adel, aber dabei ohne Titel — war im ganz freien, uneingeschränkten Besitz seiner Güter, über die ganz seine Laune verfügen konnte. Obgleich er behauptete, daß er Philipp gern leiden möge, sah er ihn doch wenig. Als die Zeitung von der unerlaubten Verbindung, welche dem Gerücht zufolge sein Neffe eingegangen haben sollte, ihm zukam, war er zuerst entschlossen, sie mit Gewalt zu zerreißen; aber als er sah, daß Philipp nicht mehr spielte, sich nicht mehr in Schulden stürzte, und sich von der Rennbahn auf die sicheren und minder kostspieligen Zeitvertreiben des Landlebens zurückgezogen hatte, begnügte er sich damit, Erkundigungen anzustellen, welche ihm die Ueberzeugung gaben, daß Philipp nicht vermählt sey; und vielleicht erachtete er es im Ganzen für das Klügste, einer Verirrung nachzusehen, welche nicht begleitet war von den Rechnungen, die zuvor ein wesentlicher Zug der menschlichen Schwachheiten seines leichtsinnigen Neffen gewesen waren. Er war jedoch bedacht, gelegenheitlich und in Beziehung auf einen Skandal des Tages seine Meinung auszusprechen — nicht über den Fehler, sondern über die einzige Weise ihn gut zu machen.

„Wenn je," sagte er, und schaute dabei Philipp finster an, „ein Gentleman seine Ahnen dadurch entehrt, daß er in seine Familie ein Weib einführt, das von seiner eigenen Schwester nicht in ihrem Hause empfangen werden könnte, nun dann sollte er zu ihrer Stufe heruntersteigen, — und Reichthum könnte seine Schmach nur noch auffallender machen. Wenn ich einen einzigen Sohn hätte, und dieser Sohn wäre Dummkopf genug, etwas so Schmähliches zu thun und unter seinem Stand zu heirathen, so wollte ich lieber meinen Läufer zu meinem Erben haben. Ihr versteht mich, Philipp?"

Philipp verstand ihn, und er sah umher in dem edeln Haus und in dem stattlichen Park, und seine Großmuth war der Probe nicht gewachsen. Katharine, — so groß war ihre Macht über ihn — hätte vielleicht unschwer über seine selbstsüchtigeren Berechnungen triumphirt, aber ihre Liebe war zu zartfühlend, um auch nur in einem Hauch von selbst die Hoffnung laut werden zu lassen, welche im Grund ihres Herzens lag. Und ihre Kinder — ach! für sie grämte sie sich, aber für sie hoffte sie auch. Vor ihnen lag eine lange Zukunft, und sie hatte alles Vertrauen zu Philipp. In neuerer Zeit hatten ziemliche Zweifel gewaltet, in wie weit der ältere Beaufort die Hoffnungen verwirklichen würde, mit welchen sein Neffe aufgewachsen war. Philipps jüngerer Bruder war viel um den alten Herrn gewesen, und schien in hoher Gunst zu stehen; dieser Bruder war in jeder Hinsicht das Gegentheil von Philipp;

nüchtern, geschmeidig, anständig, ehrgeizig, mit einem Gesicht voll Lächeln und einem Herzen von Eis.

Aber der alte Gentleman ward von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, und Philipp ward an sein Sterbebett gerufen. Robert, der jüngere Bruder, war auch anwesend mit seiner Gattin, (denn er hatte eine kluge Wahl getroffen,) und seinen Kindern, deren er zwei hatte, einen Sohn und eine Tochter. Kein Wort äußerte der Oheim in Betreff seiner Verfügung über sein Vermögen, bis eine Stunde vor seinem Tode. Da kehrte er sich in seinem Bett um, schaute zuerst den einen, dann den andern Neffen an, und stammelte dann:

„Philipp, Du bist ein Taugenichts, aber ein Gentleman; Robert, Du bist ein aufmerksamer, nüchterner, gar löblicher Mann; und es ist sehr Schade, daß Du nicht einen Handel treibst; Du hättest Dir ein Vermögen erworben! — erben wirst Du keines, obgleich Du es meinst; ich habe Dich durchschaut, Mann! Philipp, nimm Dich in Acht vor Deinem Bruder. Jetzt schickt mir den Pfarrer!"

Der alte Mann starb; das Testament ward eröffnet, und Philipp erbte ein jährliches Einkommen von 20,000 Pfund; Robert einen Diamantring, eine goldene Repetiruhr, 5000 Pfund, und eine merkwürdige Sammlung von Schlangen in Weingeistflaschen.

Drittes Kapitel.

> Verweile wonnevoller Traum!
> Laß wandeln ihn in seinem schönen Garten!
> Laß Arm in Arm sie holder Stunden warten!
> Crabbe.

„Da, Robert, da! Jetzt könnt Ihr die neuen Ställe sehen. Beim Jupiter, sie sind das Vollkommenste, was es gibt in den drei Königreichen!“

„Ein wahrer Prachtbau! Aber ist das das Haus? Ihr logirt Eure Pferde prächtiger als Euch selbst.“

„Aber ist es denn nicht ein schönes Landhaus? — Gewiß, es verdankt Alles Katharinens Geschmack. Theure Katharine!“

Mr. Robert Beaufort — denn zwischen den beiden Brüdern fiel dies Gespräch vor, während ihre Britschke rasch den Berg herabfuhr, an dessen Fuß Fernside-Cottage mit seinem Miniatur-Landgut lag — Mr. Robert Beaufort zog sich seine Reisemütze über die Stirne und sein Gesicht verfinsterte sich, sey es nun über den Namen Katharinens, oder wegen des Tons, in welchem dieser Name ausgesprochen wurde; und es trat ein Stillschweigen ein, das unterbrochen wurde von dem dritten Insaßen der Britschke, einem Jüngling von etwa siebzehn Jahren, der den Brüdern gegenüber saß.

„Und Wer sind die Knaben dort auf dem Rasen, Oheim?“

„Wer sind diese Knaben?“ Es war eine einfache Frage, aber sie klang dem Mr. Robert Beaufort widrig ins Ohr — sie erweckte einen Mißton in seinem Herzen. „Wer sollten diese Knaben seyn?“ welche so auf dem grünen Rasen daher rannten, begierig ihren Vater in der Heimath zu bewillkommnen; die im Westen stehende Sonne ergoß ihr volles Licht auf ihre fröhlichen Gesichter — ihre jugendlichen Gestalten waren so schlank und anmuthig — ihr fröhliches Lachen schallte durch die stille Luft. „Diese Knaben,“ dachte Mr. Robert Beaufort, „die Kinder der Schande, berauben den meinigen seines Erbes.“ Der ältere Bruder wandte sich auf die Frage seines Neffen um und sah den Ausdruck, den Roberts Gesicht angenommen. Er biß sich auf die Lippe und antwortete ernst:

„Arthur, das sind meine Kinder.“

„Ich wußte nicht, daß Ihr verheirathet seyd,“ versetzte Arthur und beugte sich vor, um seine Vettern genauer zu sehen.

Mr. Robert Beaufort lächelte bitter, und Philipps Stirne ward dunkelroth.

Der Wagen hielt vor dem kleinen Parkhause. Philipp öffnete den Schlag und sprang heraus; der Bruder und sein Sohn folgten. Im nächsten Augenblick war Philipp von Katharinens Armen umschlossen und ihre Thränen strömten auf seine Brust; seine Kinder hielten ihn am Rock gefaßt, und der Jüngere schrie in ungeduldigem, schrillendem Tone: „Papa! Papa! siehst Du Sidney nicht, Papa?“

Mr. Robert Beaufort legte die Hand auf seines Sohns Schulter und hielt seine Schritte zurück, während sie die Gruppe vor ihnen betrachteten.

„Arthur," sagte er in hohlem, flüsterndem Tone, „diese Kinder sind unsre Schmach und Deine Erbräuber! es sind Bastarde, Bastarde! und sie sollen seine Erben seyn!"

Arthur antwortete Nichts, aber das Lächeln, mit dem er bisher seine neuen Verwandten betrachtet hatte, verschwand.

„Katty," sagte Mr. Beaufort, indem er sich von Mrs. Morton wegwandte und seinen jüngern Sohn in seinen Armen emporhob; „das ist mein Bruder und sein Sohn; sie sind willkommen, nicht wahr?"

Mr. Robert verbeugte sich tief und streckte mit steifer Leutseligkeit seine Hand der Mrs. Morton hin, etwas eben so Verbindliches als Unverständliches murmelnd.

Die Gesellschaft begab sich nach dem Hause. Philipp und Arthur schloßen den Zug.

„Schießt Ihr!" fragte Arthur, da er das Gewehr in seines Vetters Hand sah.

„Ja. Ich hoffe diesen Herbst so viele Stücke zu treffen, als mein Vater; der ist ein trefflicher Schütze. Aber das ist nur eine einläufige Büchse und eine altmodische Art von Puffer. Mein Vater muß mir ein Gewehr von der neuen Art anschaffen. Ich kann es mir nicht selbst kaufen."

„Das glaube ich wohl," sagte Arthur lächelnd.

„Ha, was das betrifft,“ fuhr Philipp rasch und mit lebhaftem Erröthen fort, „ich hätte es recht gut machen können, hätte ich nicht dieser Tage dreißig Guineen für ein Paar Spürhunde gegeben; es sind die besten Hunde, die Ihr je gesehen.“

„Dreißig Guineen!“ wiederholte Arthur, seinen Vetter mit naivem Erstaunen anblickend; „ey, wie alt seyd Ihr denn?“

„Gerade fünfzehn Jahr an meinem letzten Geburtstag. Holla John, John Green!“ schrie der junge Gentleman in gebieterischem Ton einem der Gärtner zu, der über den Rasen schritt, „sorgt daß die Netze morgen an den See hinuntergebracht werden, und daß mein Zelt bis um neun Uhr gehörig aufgeschlagen wird bei den Linden. Ich hoffe, Ihr versteht mich diesmal recht; der Himmel weiß, man muß Euch Viel in die Ohren schwatzen, bis Ihr Einen recht versteht!“

„Ja, Mr. Philipp,“ sagte der Mann, sich unterwürfig verbeugend, und dann murmelte er im Weitergehen: „da sehe man den jungen Laffen! spricht mit einem armen Mann, als ob er nicht von Fleisch und Blut wäre!“

„Hält Euer Vater Jagdpferde?“ fragte Philipp.

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ein Grund ist vielleicht, daß er nicht reich genug ist.“

„Oh, das ist Schade. Aber es thut Nichts, wir

wollen Euch schon beritten machen, so oft Ihr uns einen Besuch machen wollt."

Der junge Arthur zog die Schultern in die Höhe, und sein von Natur offenes und mildes Wesen wurde hochmüthig und zurückhaltend, Philipp starrte ihn an und fühlte sich beleidigt, er wußte selbst nicht recht warum, aber von diesem Augenblick an faßte er einen Widerwillen gegen seinen Vetter.

Viertes Kapitel.

Der Mensch ist hülflos und schwach, und seinem Wesen nach dem Unglück so zugänglich, daß eine Rosine ihn tödten kann; jedes Thierchen aus dem egyptischen Schwarme, jede Fliege kann das, wenn es Gottes Schickung ist.

Jeremy Taylor. Ueber das leichtbetrügliche Herz.

Die beiden Brüder saßen nach dem Essen bei ihrem Wein. Robert nippte Claret, der derbere Philipp schlürfte seinen edleren Portwein. Katharinen und die Knaben konnte man bei der Beleuchtung eines sanften Mondscheins in einer Augustnacht unter den Büschen und Bosquets des Rasenplatzes in einer kleinen Entfernung sehen.

Philipp Beaufort war etwa fünfundvierzig Jahre alt, groß, robust, von großer Stärke des Leibes und der Glieder, mit einem äußerst gewinnenden Gesicht, nicht nur vermöge einer hübschen Bildung, sondern durch seine Offenheit, Männlichkeit und Gutmüthigkeit. Er hatte die

tüchtige, braune, bronzene Gesichtsfarbe, die Neigung zum embonpoint, den athletischen Umfang der Brust, welche Zeichen von üppiger Gesundheit, heiterer Gemüthsart und sanguinischen Temperaments sind. Robert, der immer in Städten gelebt, war ein Jahr jünger als sein Bruder; beinahe eben so groß, aber blaß, mager, gebückt, und hatte eine abgesorgte, ängstliche, hungrige Miene, so daß das Lächeln, das an seinen Lippen hing, hohl und erkünstelt erschien. Sein Anzug, obgleich einfach, war sauber und studirt; sein Betragen war mild und einschmeichelnd; seine Stimme leis und verbindlich; er hatte Etwas an sich, was, wenn es auch nicht Wohlwollen erweckte, doch Achtung einflößen könnte — einen gewissen Anstand, eine namenlose Schicklichkeit in der Erscheinung und in der Haltung, die sich ein wenig der Förmlichkeit näherte; selbst seine Bewegung, langsam und abgemessen, war die eines Mannes, der in dem Kreise sich umtreibt, welcher die Sitten und Gebräuche der Welt umschließt.

„Ja," sagte Philipp, „ich war immer entschlossen, diesen Schritt zu thun, sobald meines guten Oheims Tod mir ihn gestatten würde. Ihr habt Katharinen gesehen, aber Ihr kennt nicht zur Hälfte ihre Vorzüge; sie würde eine Zierde jedes Standes seyn; und zu dem Allem pflegte sie mich voriges Jahr so sorgsam, als ich bei dem verdammten Kirchthurmrennen das Schlüsselbein brach. Bei Gott, ich werde zu schwerfällig und zu alt für solcherlei Knabenstreiche."

„Ich hege keinen Zweifel an der Mrs. Morton

Vortrefflichkeit, und ich ehre Eure Beweggründe; dennoch aber, wenn Ihr davon sprecht, daß sie jedem Stand zur Zierde gereichen würde, müßt Ihr nicht vergessen, mein lieber Bruder, daß sie als Mrs. Beaufort so wenig wird aufgenommen und empfangen werden, wie jetzt als Mrs. Morton."

„Aber ich sage Euch, Robert, ich bin jetzt schon wirklich mit ihr vermählt; sie hätte anders als unter dieser Bedingung nimmermehr ihre Heimath verlassen; wir wurden gleich am Tage nach ihrer Flucht, wo wir uns trafen, getraut."

Roberts dünne Lippen verzogen sich zu einem leichten, ungläubigen Hohnlächeln.

„Mein lieber Bruder, Ihr thut recht, dies zu sagen — jeder Mann in Eurer Lage würde es thun. Aber ich weiß, daß mein Oheim sich alle Mühe gegeben, um sicher zu erfahren, ob das Gerücht von einer geheimen Heirath gegründet gewesen."

„Und Ihr halft ihm bei den Nachforschungen. He, Bob?"

Bob erröthete leicht, Philipp fuhr fort.

„Ha, ha! gewiß thatet Ihr das; Ihr wußtet, daß eine solche Entdeckung mich in des alten Herren guter Meinung zu Grunde gerichtet hätte. Aber ich täuschte Euch beide, ha, ha, ha! Die Wahrheit ist, daß wir in der größten Stille und Heimlichkeit getraut wurden, so daß es, ich gestehe es, selbst jetzt noch Katharinen schwer werden würde, gegen meinen Wunsch die Thatsache zu

erweisen. Ich muß mich schämen, wenn ich denke, daß ich ihr noch nicht einmal gesagt habe, wo ich den Hauptbeweis unsrer Vermählung verwahre. Ich veranlaßte den einen Zeugen, außer Land zu gehen, der Andre muß längst todt seyn; auch mein armer Freund, der die Ceremonie verrichtete, ist nicht mehr. Selbst das Kirchenbuch, Bob, das Kirchenbuch ist zerstört; und doch, trotz dem, will ich die Trauung beweisen und der armen Katharine Ruf rein herstellen, denn ich habe die beglaubigte Abschrift aus dem Kirchenbuch unversehrt und wohlbehalten. Katharine nicht vermählt! ha! betrachtet sie nur einmal, Freund!"

Mr. Robert Beaufort schaute einen Augenblick durchs Fenster, aber sein Gesicht war noch immer das eines Nichtüberzeugten.

„Nun, Bruder," sagte er, seine Finger in das Wasserglas tauchend, „es gebührt mir nicht, Euch zu widersprechen. Es ist eine sehr seltsame Geschichte — der Pfarrer todt — die Zeugen fehlen! Aber doch, wie ich zuvor gesagt, auch wenn Ihr zu einer öffentlichen Trauung entschlossen seyd, thut Ihr klug, darauf zu bestehen, daß eine geheime schon früher stattgefunden habe. Jedoch, glaubt mir Philipp," fuhr Robert mit feierlichem Ernste fort, „die Welt —"

„Zum T — — mit der Welt! Was frage ich nach der Welt? Wir haben keine Lust auf Bälle und Routs zu gehen und vornehmen Leuten Diners zu geben. Ich werde ziemlich ebenso leben, wie ich bisher immer gethan;

nur werde ich jetzt die Hunde recht hegen — dermalen sind sie ziemlich elend gehegt — und mir eine Jacht anschaffen; und die besten Lehrer für die Knaben halten. Philipp möchte nach Eton, aber ich weiß was Eton ist; der arme Junge! er möchte dort arg verletzt und betrübt werden, wenn Andere ebenso skeptisch sind wie Ihr! Meine alten Freunde, denke ich, werden nicht weniger artig werden, jetzt da ich 20 000 Pfund jährlich habe. Und was die Gesellschaft der Frauen betrifft: unter uns, ich frage keinen Strohhalm nach irgend einer Frau außer Katharine. Arme Katty!"

„Nun, Ihr seyd der beste Richter in Euren eignen Angelegenheiten. Ihr mißversteht doch meine Beweggründe nicht?"

„Mein lieber Bob, nein. Ich fühle es ganz, wie freundlich es ist von Euch — einem Manne von Euren gemessenen Gewohnheiten und strengen Ansichten, daß Ihr hieher kommt, um meiner Katty einen Beweis der Achtung zu zollen — (Mr. Robert bewegte sich unruhig auf seinem Sessel hin und her,) — sogar noch ehe Ihr von der geheimen Trauung wußtet, und gewiß ich tadle Euch nicht darum, daß Ihr es früher nie gethan. Ihr hattet ganz Recht, Euer Glück bei meinem Oheim zu versuchen."

Mr. Robert rückte wieder noch unbehaglicher als zuvor, auf seinem Stuhl herum, und räusperte sich, als wollte er sprechen. Philipp aber stürzte seinen Wein hinunter, und fuhr fort, ohne seinen Bruder zu beobachten:

„Und obgleich der arme alte Mann keinen größern Gefallen an Euch gefunden zu haben scheint, wenn schon Ihr seinen Bedenklichkeiten schmeicheltet, müssen wir doch die Parteilichkeit seines Testaments etwas vergüten. Laßt mich sehen — nicht wahr, mit Eurer Frau Vermögen nehmt Ihr jährlich 2000 Pfund ein?"

„Nur 1500 Pfund, Philipp, und Arthurs Erziehung wird kostspielig. Nächstens Jahr tritt er in das Collegium. Er ist gewiß recht geschickt, und ich habe große Hoffnungen —"

„Daß er uns Allen Ehre machen wird — ich auch. Er ist ein edler Junge, und ich glaube, mein Philipp wird Viel von ihm lernen können, — Philipp ist ein verzweifelter fauler Schlingel, aber mit einem Teufelsgeist und scharf wie eine Nadel. Ich wollte Ihr könntet ihn reiten sehen. Doch um auf Arthur zurückzukommen. Bekümmert Euch nicht wegen seiner Erziehung — das soll meine Sorge seyn. Er soll Christ-Church besuchen — als Gentleman-Commoner natürlich — und wenn er volljährig ist, wollen wir ihn ins Parlament bringen. Jetzt zu Euch selbst, Bob. Ich werde das Haus in London in Berkeley-Square verkaufen, und der Ertrag davon soll Euer seyn. Ueber dies will ich jährlich 1500 Pfund zu Euern 1500 Pfund legen — so wäre das nun abgemacht. Still! Brüder müssen Brüder seyn. Laßt uns hinausgehen und mit den Knaben spielen."

Die beiden Beauforts traten durch das offene Fenster auf den Rasenplatz hinaus.

„Ihr seht blaß aus, Bob — das ist bei Euch Londoner Leuten allen der Fall. Was mich betrifft, ich fühle mich so kräftig wie ein Pferd; weit besser als damals, wo ich zu Euern ausgelassenen Schlingeln gehörte, welche ungebunden in der Stadt herumschlendern. Bei Gott! ich bin keinen Augenblick unwohl gewesen, einen Sturz dann und wann ausgenommen, ich fühle mich so gesund, als wenn ich ewig leben sollte, und das ist der Grund, warum ich nie ein Testament machen konnte."

„So habt Ihr also Euer Testament nie aufgesetzt?"

„Bis jetzt nicht. Wahrhaftig, bis jetzt hatte ich auch Wenig genug zu hinterlassen. Nun aber, da das ganze große Vermögen von Beaufort mein und zu meiner freien Verfügung ist, muß ich an Kattys Witthum denken. Beim Jupiter, weil ich jetzt davon spreche, ich will morgen nach * * * reiten, und den Advokaten dort wegen des Testaments und der Heirath zu Rathe ziehen. Ihr bleibt doch über die Hochzeit?"

„Ha, ich muß nach —shire morgen Abend, um Arthur seinem Lehrmeister zu übergeben. Aber ich will zur Trauung zurück kommen, wenn Ihr es ganz besonders wünscht, nur ist Mrs. Beaufort eine Frau von sehr strengen —"

„Ich wünsche es ganz besonders," unterbrach ihn Philipp ernst; „denn um Katharinens willen liegt mir sehr daran, daß es nicht den Schein habe, als ob Ihr, mein einziger noch lebender Verwandter, Euch zurückzöget und einem Akt der ihr gebührenden Gerechtigkeit fremd bleiben

wolltet. Und was Eure Frau betrifft, so meine ich, 1500 Pfund jährlich sollten sie selbst damit aussöhnen, daß ich aus dem Correktionshaus heirathete."

Mr. Robert verbeugte sich, hustete trocken und sagte: „Ich weiß Eure großmüthige Liebe zu schätzen, Philipp."

Am nächsten Morgen, während die ältern Leute noch am Frühstücktisch weilten, waren die jungen Leute schon im freien Feld; es war ein lieblicher Tag, einer der letzten des üppigen Augusts, — und Arthur, als er sich umsah, glaubte nie ein schöneres Gut gesehen zu haben. In der That war es ein Platz, wie er eine jugendliche, empfängliche Phantasie wohl bezaubern konnte. Das Dorf Fernside, obgleich in einer der an Middlesex stoßenden Grafschaften, und London so nahe, als nur des Besitzers leidenschaftliche Neigung für die ländlichen Ergötzlichkeiten erlaubten, war doch noch so ländlich und abgeschlossen, als ob es hundert Meilen von dem Rauch der riesenmäßigen Hauptstadt entfernt gewesen wäre. Obgleich die Wohnung ein Landhaus hieß, hatte doch Philipp das ursprünglich bescheidene Gebäude zu einer Villa mit Ansprüchen auf Geschmack erweitert. Zu beiden Seiten eines hübschen Portikus von guten Verhältnissen zogen sich Veranda's hin, mit Rosen und andern Blumen bedeckt; rechts erstreckte sich eine Reihe köstlicher Gewächshäuser, auslaufend in Zaunwerk, das jene anmuthigen Alleen bildete, die man Rosenhaine nennt, und dazu dienten, die mehr zum Nutzen bestimmten Theile des Gartens dem Anblick zu entziehen. Der weiche und ebene Rasenplatz war mit

amerikanischen Pflanzen und blühenden Stauden besetzt, und auf der einen Seite begrenzt von einem kleinen See, auf dessen gegenüberliegendem Ufer Linden und Cedern ihren Schatten über die klaren Wogen warfen. Auf der andern Seite trennte eine leichte Einfriedigung die Gärten und den Rasen von einem großen Gehege, wo drei oder vier Jagdpferde in trägem Genuß grasten. Es war eines jener Landhäuser, welche von Behagen und Ueberfluß zeugen, wie man sie nicht oft in prahlerischeren Häusern findet — ein Wohnsitz, den ein Gast von sechszehn Jahren mit unbestimmten Vorstellungen von Poesie und Liebe anstaunt — den er vielleicht mit vierzig Jahren langweilig und verdammt kostspielig fände — den er mit sechzig für feucht im Winter erklärte, und im Sommer für voll von Ohrwürmern. Junker Philipp lehnte sich auf sein Lieblingsgewehr; Junker Sidney jagte ein Pfauenauge; Arthur schaute schweigend auf den glänzenden See und auf das stille Laubwerk, das seinen Spiegel überhing. Im Gesicht dieses jungen Menschen lag Etwas, das ein gewisses Interesse erregte. Er war weniger hübsch als Philipp, aber der Ausdruck seines Gesichts war einnehmender. Einiger Stolz lag auf der Stirne, aber Gutmüthigkeit, nicht ohne eine Beimischung von Unentschlossenheit und Schwäche in den Zügen um den Mund. Er war zarter gebaut als Philipp, und seine Gesichtsfarbe war nicht die einer kerngesunden Constitution. Seine Bewegungen waren gefällig und abgemessen und er besaß die einnehmende, sanfte Stimme seines Vaters.

„Das ist in Wahrheit schön! — Ich beneide Euch, Vetter Philipp!“

„Hat nicht Euer Vater auch ein Landhaus?“

„Nein; wir leben entweder in London, oder an einem heißen, gedrängtvollen Badeort.“

„Ja, es ist hier sehr hübsch während der Jagd- und Schießzeit — Aber meine alte Wärterin sagt, wir würden jetzt ein noch viel schöneres Gut bekommen. Dies hier gefiel mir ganz gut, bis ich Lord Belville's Besitzthum sah. Aber es ist sehr widerwärtig, nicht das schönste Haus im Lande zu besitzen; aut Caesar aut nihil! — das ist mein Wahlspruch. „Ha! seht Ihr die Schwalbe dort! Ich wette eine Guinee mit Euch, ich treffe sie.“

„Ach nein, thut dem armen Ding kein Leid!“ Aber ehe die Gegenvorstellung ausgesprochen war, lag der Vogel zuckend am Boden.

„Es ist jetzt bald September und man muß sich in der Uebung erhalten,“ sagte Philipp, indem er sein Gewehr wieder lud.

Arthur sah in diesem Thun eine übermüthige Grausamkeit; es war eher der übermüthige Leichtsinn eines wilden Knaben, der gewohnt ist, dem Einfall und der Laune des Augenblicks zu folgen — der Leichtsinn, der beim Knaben noch nicht Grausamkeit ist, den aber gute Tage zur Grausamkeit beim Mann entwickeln können. Und kaum hatte er sein Gewehr wieder geladen, als das Wiehern eines jungen Füllens in dem anstoßenden Gehege sich hören ließ und Philipp an den Zaun sprang. „Er

ruft mich, der arme Kerl; Ihr sollt sehen, wie er mir aus der Hand frißt. Lauf hinein und hole ein Stück Brod, Sidney — ein großes Stück!" Der Knabe und das Thier schienen einander zu verstehen. „Ich sehe, Ihr seyd kein Freund von Pferden," sagte er zu Arthur.

„Ich für meine Person, ich liebe Hunde, Pferde — jede stumme Kreatur."

„Außer Schwalben!" sagte Arthur mit einem halben Lächeln — und etwas überrascht über die Inconsequenz in diesen Worten.

„Ha! das gehört zur Jagd — das thut Nichts; es ist nicht um die Schwalbe zu verletzen, nur um Geschicklichkeit zu erlangen," sagte Philipp erröthend; und dann wandte er sich rasch ab, als befriedigte ihn selbst seine Definition nicht ganz.

„Das ist langweiliges Zeug — ich dächte, wir fischen. Beim Jupiter! (er hatte seines Vaters Lieblingsausdruck sich angeeignet,) der Holzkopf hat doch das Zelt auf der falschen Seite des See's aufgeschlagen. Holla, Ihr dort, Mensch!" und der unglückliche Gärtner schaute in seinen Blumenbeeten auf — „Was treibt Ihr denn? Ich habe große Lust, meinem Vater von Euch zu sagen — Ihr werdet jeden Tag dummer. Ich habe Euch gesagt, Ihr sollt das Zelt unter den Linden aufschlagen."

„Wir konnten es nicht richten, Sir; die Büsche waren im Wege."

„Und warum hiebet Ihr nicht die Büsche ab, Holzkopf?"

„Ich wagte das nicht, Sir, ohne des Herrn Befehl,“ versetzte der Mann trutzig.

„Meine Befehle sollten genügen, dächte ich; daher bleibt mir weg mit Euren Unverschämtheiten,“ schrie Philipp mit erhöhter Farbe, und die Hand erhebend, in der er den Ladstock hielt, schwang er ihn drohend über des Gärtners Kopf — „Ich habe gute Lust —“

„Was gibt's, Philipp?“ rief die gutmüthige Stimme seines Vaters. „Pfui!“

„Der Kerl da gibt nicht auf das was ich sage, Sir.“

„Ich mochte die Zweige von den Linden nicht abhauen ohne Euren Befehl, Sir,“ sagte der Gärtner.

„Nein, es wäre auch Schade, sie abzuhauen. Ihr solltet darüber mich befragen, Junker Philipp!“ und der Vater schüttelte ihn am Kragen, mit einer gutmüthigen und wohlmeinenden, aber etwas derben Liebkosung.

„Laßt mich ruhig, Vater!“ sagte der Knabe unartig und stolz; „oder,“ fuhr er fort mit leiserer Stimme, die aber eine innere Bewegung verrieth, „oder mein Vetter da könnte glauben, Ihr meinet es weniger freundlich, als Ihr sonst immer thut, Vater!“

Der Vater war gerührt; — „Geht und schneidet die Lindenzweige ab, John, und thut immer, was Mr. Philipp Euch sagt.“

Die Mutter kam hinten nach und seufzte hörbar, — „Ach, Theuerster, ich fürchte Du verderbst ihn!“

„Ist es nicht Dein Sohn — und sind wir ihm nicht

eine um so rücksichtsvollere Behandlung schuldig, als wir bisher von Andern geduldet, daß sie —"

Er hielt inne und die Mutter konnte Nichts mehr sagen. Und so geschah es, daß dieser Knabe von gewaltthätigem Charakter und starken Leidenschaften aus den allerbesten Beweggründen aus einem verzärtelten Kind zu einem Despoten erzogen wurde.

„Und jetzt, Katty, will ich, wie ich dir vorige Nacht gesagt, nach — — hinüberreiten und den ersten möglichen Tag für unsere Trauung festsetzen. Ich will den Advokaten bitten hier zu speisen, um uns über die geeigneten Schritte zu besprechen, die frühere geheime zu beweisen."

„Wird das Schwierigkeiten haben?" fragte Katharine mit natürlicher Aengstlichkeit.

„Nein, — denn, wie Du Dich erinnern wirst, hatte ich die Vorsicht, mir eine geprüfte Abschrift aus dem Kirchenbuch zu verschaffen; sonst, ich gestehe es Dir, würde ich viel Unruhe gehabt haben. Ich weiß nicht, was aus Smith geworden ist. Vor einiger Zeit hörte ich von seinem Vater, er habe die Kolonie verlassen; und einmal, (ich habe Dir nie etwas davon gesagt — es hätte Dich beunruhigt.) vor wenigen Jahren, als mein Oheim sich wieder in den Kopf gesetzt hatte, wir könnten wirklich vermählt seyn, fürchtete ich, des armen Calebs Nachfolger könnte uns vielleicht verrathen. So ging ich selbst nach A — —, weil ich während meines Aufenthalts bei Lord L — — nahe dabei war, um zu sehen, in wie fern es nöthig werden dürfte, sich des Pfarrers zu versichern;

und denke nur: Ich erfuhr, daß dem Kirchenregister ein Unfall zugestoßen war; — und da somit der Pfarrer Nichts wissen konnte, hielt ich reinen Mund. Welch ein Glück, daß ich die Abschrift habe! Ohne Zweifel wird der Advokat Alles ins Reine bringen; und während wir die Ehepakten abschließen, kann ich auch mein Testament machen. Ich habe genug für beide Knaben; aber der Schwarze muß der Haupterbe seyn. Sieht er nicht aus wie ganz geschaffen, ein ältester Sohn zu seyn?"

„Ach, Philipp!"

„Pah, man stirbt deßwegen nicht früher, wenn man ein Testament macht. Sehe ich aus wie ein Schwindsüchtiger?" — und der stämmige Waidmann schaute mit Wohlgefallen auf das kraftvolle Ebenmaß seiner männlichen Gliedmaßen. „Komm Philipp, gehen wir in die Ställe. Jetzt, Robert, will ich Euch Etwas zeigen, was sehenswerther ist, als diese elenden Blumenbeete. Mit diesen Worten ging Mr. Beaufort voran nach dem Hofraum hinter dem Landhaus. Katharine und Sidney blieben auf dem Rasen zurück, die Uebrigen folgten dem Herrn des Hauses. Die Reitknechte, deren Abgott Beaufort war, beeilten sich zu zeigen, wie gut die Pferde während seiner Abwesenheit besorgt worden waren.

„Seht nur, wie die braune Beß zugelegt hat, Sir; aber wahrhaftig, Junker Philipp hält sie in guter Uebung. Ha, Sir, der wird über kurz oder lang ein so guter Reiter wie Euer Ehren!"

„Das soll er auch, Tom; denn ich glaube, er wird

nie meine Schwere bekommen. Gut, sattelt die braune Beß für Mr. Philipp. Welches Pferd soll ich nehmen? Ha, da ist mein alter Freund Puppet."

„Ich weiß nicht was an Puppet gekommen ist, Sir, er frißt nicht recht und ist eigensinnig geworden. Ich versuchte ihn gestern über die Barriere setzen zu lassen, aber er war ganz stöttisch."

„Den Teufel auch! So, so, alter Kerl, du sollst mir heute über das Thor mit sechs Barrieren setzen, oder wir wollen schon sehen." Und Mr. Beaufort tätschelte den schlanken Hals seines Lieblingsjagdpferdes. „Legt ihm den Sattel auf, Tom."

„Ja, Ihr Ehren. Ich denke manchmal, es ist nicht richtig bei ihm in den Lenden, er macht seine Sprünge nicht gern und aufgeweckt, und er sucht immer zu beißen, wenn wir ihn aufzäumen. Habt Acht, Sir!"

„Das ist nur seine Art," sagte Philipp. „Ich habe das nicht gewußt, oder ich hätte ihn schon über das Thor setzen lassen. Warum habt Ihr mir es nicht gesagt, Tom?"

„Gott schütze Euch, Sir! weil Ihr solch einen Spiritus habt — und wenn Euch Etwas begegnet wäre —"

„Ganz richtig; Du hast nicht Gewicht genug für Puppet, mein Junge; und er ließ sich nie gerne von einem Andern reiten als von mir. Was sagt Ihr, Bruder? wollt Ihr mit uns reiten?"

„Nein, ich muß heute mit Arthur nach —— gehen. Ich habe die Postpferde auf zwei Uhr bestellt; aber ich werde morgen oder übermorgen wieder bei Euch seyn.

Seht Ihr, sein Lehrmeister erwartet ihn, und da er in der Mathematik zurück ist, hat er keine Zeit zu verlieren."

„Gut denn, lebt wohl Neffe!" und Beaufort drückte dem Knaben eine Brieftasche in die Hand. „Still! wenn Ihr Geld braucht, belästigt Euern Vater nicht damit — schreibt nur mir; — es wird uns immer freuen Euch zu sehen; und Ihr müßt Philipp ein wenig mehr Geschmack an seinen Büchern beibringen — he, Philipp?"

„Nein, Vater, ich werde reich genug, um keiner Bücher zu bedürfen," sagte Philipp etwas plump; aber dann, als er das Erröthen seines Vetters bemerkte, ging er auf ihn zu und sagte in einer großmüthigen Aufwallung: „Arthur, Ihr habt dies Gewehr bewundert; bitte, nehmt es von mir an. Nein, seyd nicht spröde — ich kann so viele haben, als mir beliebt. Ihr seyd nicht so gut dran, wißt Ihr."

Die Absicht war gut, aber die Art und der Ton der Ausführung so gönnermäßig, daß Arthur sich beleidigt fühlte. Er gab das Gewehr zurück und sagte trocken: „Ich werde keine Gelegenheit haben, ein Gewehr zu brauchen; ich danke Euch."

Ward Arthur beleidigt durch das Anerbieten, so war es jetzt Philipp noch viel mehr durch die Ablehnung. „Wie Ihr wollt; ich hasse den Stolz;" sagte er und übergab das Gewehr dem Reitknecht, worauf er sich mit der Leichtigkeit eines jungen Merkurs in den Sattel schwang. „Kommt, Vater!"

Mr. Beaufort hatte jetzt sein Lieblingsjagdpferd

bestiegen — ein großes, starkes Thier, wohlbekannt wegen seiner Tüchtigkeit auf dem Feld. Der Reiter ließ es zwei- oder dreimal in dem geräumigen Hofraum herumtraben.

„Unsinn, Tom. Es fehlt ihm so wenig in den Lenden als mir. Oeffnet dies Thor; wir wollen durch das Gehege reiten und über das Thor dort setzen — dort die alten sechs Barrieren — he, Philipp?"

„Ein Kapitalspaß — gewiß!"

Das Thor ward geöffnet — die Reitknechte standen da, begierig den Satz zu sehen — und eine ähnliche Neugierde hielt Robert Beaufort und seinen Sohn zurück.

Wie schön sie sich ausnahmen, diese zwei Reiter. Die Geschmeidigkeit, Leichtigkeit, das Feuer des Einen, mit dem feingegliederten und feurigen Roß, das im buchstäblichen Sinn wie ein Berber unter ihm sich bäumte — allem Anschein nach so munter, hitzig und stolz wie sein jugendlicher Reiter. Und die männliche, beinahe herkulische Gestalt des ältern Beaufort, die, vermöge der Raschheit seiner Bewegungen, und der geschmeidigen Anmuth, welche vollkommner Meisterschaft in jeder Athletenkunst eignet, eine Zierlichkeit und einen Anstand, zumal zu Pferde hatte, wie man selten bei so derben und gewaltigen Verhältnissen findet. Wirklich lag etwas Adeliges und Chevalereskes in der Haltung des ältern Beaufort — in seiner schönen adlerartigen Gesichtsbildung, in seinem aufrechten Sitz, selbst in der Bewegung seiner Hand, als er sein Pferd zum Hof hinaus spornte.

„Wie mein Oheim sich doch so stattlich ausnimmt!“ sagte Arthur mit unwillkührlicher Bewunderung.

„Ja, ein treffliches Leben — zum Erstaunen kräftig!“ versetzte der bleiche Vater mit einem leisen Seufzer.

„Philipp,“ sagte Mr. Beaufort, als sie über das Gehege galoppirten, „ich glaube, das Thor ist doch zu hoch für Dich. Ich will nur Puppet hinüber setzen lassen, und dann wollen wir es für Dich öffnen.“

„Oh, mein lieber Vater, Ihr wißt nicht, was für Fortschritte ich gemacht habe!“ und indem er die Zügel nachließ und die Flanke seines Rosses berührte, rannte der junge Reiter vorwärts und setzte über das Thor, von nicht geringer Höhe mit einer Leichtigkeit, welche dem stolzen Vater ein lautes Bravo abdrang.

„Jetzt, Puppet!“ sagte Mr. Beaufort, sein eignes Pferd spornend. Das Thier galoppirte auf das Thor zu, wandte sich dann aber plötzlich um mit einem ungeduldigen und zornigen Schnauben. „Pfui, Puppet! pfui, alter Kerl!“ sagte der geübte Waidmann und Reiter, indem er es wieder gegen die Barriere herumwarf. Das Pferd schüttelte den Kopf, als wollte es Gegenvorstellungen machen; aber der kräftig eingedrückte Sporn zeigte ihm, daß sein Herr auf seine stummen Gründe nicht hören wollte. Es sprengte vorwärts, setzte über das Thor, schlug mit den Hufen an dem obern Querholz an, stürzte vorwärts, und schleuderte seinen Reiter häuptlings auf die Straße auf der andern Seite. Das Pferd stand augenblicklich wieder auf — nicht so der Reiter. Der Sohn stieg, beun-

ruhigt und erschrocken, ab. Sein Vater war sprachlos und das Blut strömte ihm aus Mund und Nase, als der Kopf schwer auf des Knaben Brust herabsank. Die Zuschauer in der Ferne waren Zeugen des Falles gewesen — sie drängten sich zu dem Platz heran — sie nahmen den Gestürzten aus den schwachen Armen des Sohnes — der Oberreitknecht untersuchte ihn mit dem Blick eines Mannes, der aus seiner Erfahrung in solchen Vorfällen sich Wissenschaft gesammelt hat.

„Sprecht, Bruder! Wo seyd Ihr verletzt?“ rief Robert Beaufort.

„Der wird nicht mehr sprechen!“ sagte der Reitknecht und brach in Thränen aus. „Er hat das Genick gebrochen!“

„Schickt nach dem nächsten Wundarzt!“ rief Mr. Robert. „Guter Gott, Junge, besteige nicht dies teufelmäßige Pferd!“

Aber Arthur war schon auf das unselige Roß gesprungen, welches die Ursache dieser entsetzlichen Jammerscene gewesen. „Wo hinaus?“

„Gerade aus nach *** nur zwei Meilen — Jedermann weiß das Haus von Mr. Powis. Gott segne Euch!“ sagte der Reitknecht.

Arthur verschwand.

„Hebt ihn sorgfältig auf und bringt ihn in das Haus!“ sagte Mr. Robert. „Mein armer Bruder, mein theurer Bruder!“

Er ward unterbrochen durch einen Schrei, einen ein-

zigen, gellenden, herzbrechenden Schrei, und Philipp sank bewußtlos zu Boden.

Niemand kümmerte sich jetzt um ihn — Niemand beachtete den vaterlosen Bastard. „Sachte, sachte," ermahnte Mr. Robert, indem er den Dienern und ihrer Bürde folgte. Und dann murmelte er vor sich hin, und seine fahle Wange wurde leuchtend, und sein Athem kurz: „Er hat kein Testament gemacht! er hat nie ein Testament gemacht!"

Fünftes Kapitel.

Constance. Kind wo bleibst Du?
Was wird aus mir?
König Johann.

Es war drei Tage nach dem Tode Philipp Beauforts — denn der Wundarzt kam nur, um das Urtheil des Reitknechts zu bestätigen. — In dem Gesellschaftszimmer des Landhauses, bei verschlossenen Fenstern lag der Leichnam in seinem Sarge, dessen Deckel noch nicht aufgenagelt war. Auf dem Fußboden davor lag thränenlos, sprachlos die unglückselige Katharine, der arme Sidney, zu jung noch um seinen ganzen Verlust zu begreifen, neben ihr; während Philipp beiseite, neben dem Sarg sitzend, starr und irr auf das kalte, regungslose Antlitz schaute, das nie durch ein Stirnrunzeln Mißfallen über seine jugendlichen Thorheiten gezeigt hatte.

In einem andern Zimmer, das dem verstorbnen Besitzer unter dem Namen eines Arbeitszimmers angehört hatte, saß Robert Beaufort. Alles in diesem Zimmer erinnerte lebhaft an den Verstorbenen. Theilweise getrennt von dem übrigen Hause, stand es durch eine Wendeltreppe in Verbindung mit einem obern Gemach, in welches sich Philipp zu begeben pflegte, so oft er spät und übermäßig lustig von einem ländlichen Gelage zurückkehrte, womit ein harter Jagdtag gekrönt worden war. Ueber einem hübschen altmodischen Schreibtisch von holländischer Arbeit (welchen Philipp in den frühern Jahren seiner Ehe einmal bei einer Versteigerung aufgegriffen,) hing ein Porträt Katharinens, in der Blüthe der Jugend gemalt. An einem Pflock an der Thüre, die zu der Treppe führte, hing noch sein grober Reitmantel. Das Fenster hatte die Aussicht auf das Gehege, wo das ermüdete Jagdpferd, oder das noch nicht dienstttüchtige Füllen behaglich grasten. An den Wänden des Studirzimmers (ein sonderbarer Mißname!) herum hingen Kupferstiche von berühmten Fuchsjagden und gefeierten Kirchthurmrennen; Gewehre, Angelruthen und Fuchsschwänze mit der Zierlichkeit eines Waidmanns geordnet, vertraten die Stelle von Büchern. Auf dem Kaminstück stand ein Cigarrenkästchen, ein abgegriffenes Buch über Veterinärkunst, und die neueste Nummer des Sporting Magazine. Und in diesem Zimmer, das so Zeugniß ablegte von dem derben, männlichen, abgehärteten ländlichen Leben, das nun dahin war — da saß, gelb, gebückt, vom Stadtleben verzehrt, Robert

Beaufort, der Intestaterbe, — allein; denn noch am Tage von seines Bruders Tod hatte er seinen Sohn nach Hause geschickt mit einem Brief, worin er seiner Frau den Wechsel in ihren Glücksumständen verkündete und ihr auftrug, seinen Advokaten mit schnellster Extrapost in das Haus des Todes zu schicken. Der Schreibtisch und die Schiebladen und die Schränke, welche die Papiere des Verstorbnen enthalten hatten, waren offen; ihr Inhalt war durchwühlt worden; kein Certifikat der heimlichen Trauung, keine Hindeutung auf ein solches Ereigniß, kein Papier fand sich, das die letzten Wünsche des todten reichen Mannes angedeutet hätte. Er war gestorben und hatte kein Zeichen, keinen Wink gegeben. Mr. Robert Beauforts Gesicht war ruhig und gefaßt.

Ein Pochen ward an der Thüre gehört; der Advokat trat ein.

„Sir, die Leichenbesorger sind da, und Mr. Greaves hat befohlen, daß die Glocken geläutet werden sollen; um drei Uhr will er die Gebete lesen."

„Ich bin Euch verbunden, Blackwell, daß Ihr diese traurigen Obliegenheiten besorgt: Mein armer Bruder! — Es kam so plötzlich! Aber das Leichenbegängniß, sagt Ihr, soll heute stattfinden?"

„Das Wetter ist so warm," sagte der Rechtsgelehrte, sich die Stirne wischend. Während er dies sagte, hörte man die Todtenglocke.

Eine Pause trat ein.

„Es wäre ein entsetzlicher Schlag für Mrs. Morton

gewesen, wenn sie seine Gattin gewesen wäre," bemerkte Mr. Blackwell. „Aber ich denke mir, Personen von dieser Gattung haben sehr wenig Gefühl. Ich muß sagen, es war ein Glück für die Familie, daß der Vorfall sich zutrug, ehe Mr. Beaufort sich zu einer so unschicklichen Heirath beschwatzen ließ."

„Es war ein Glück, Blackwell. Habt Ihr die Postpferde bestellt? Ich werde unmittelbar nach dem Leichenbegängniß abreisen."

„Was soll mit dem Landhaus geschehen, Sir?"

„Ihr könnt es zum Verkauf ausschreiben."

„Und Mrs. Morton und die Knaben?"

„Hm — wir wollen es überlegen. Sie war die Tochter eines Gewerbsmanns. Ich denke, ich muß demgemäß für ihr Fortkommen sorgen, he?"

„Es ist mehr, als die Welt von Euch erwarten könnte, Sir; es ist etwas ganz Anderes, als wenn sie die Frau wäre."

„Ja wohl, etwas ganz, ganz Anderes! Klingelt doch um eine angezündete Kerze, wir wollen diese Kästchen versiegeln. Und ich glaube — ich könnte auch ein Fleischbutterbrod essen. — Der arme Philipp!" —

Das Leichenbegängniß war vorüber, der Todte verscharrt. Wie seltsam erscheint es doch, daß eben die Gestalt, die wir so sorgsam hochhielten, welche sanft zu berühren wir die Lüfte baten, die wir vor der Kälte in unsern Armen schützten, aus deren Weg wir gern jeden Stein weggeraumt hätten, auf einmal so uns aus den

Augen geschafft wird, ein Greuel, den die Erde nicht mehr schauen soll, eine widrige, ekelhafte Masse, die man versteckt und vergißt! Und dieses Gebilde aus Knochen und Muskeln, das gestern so kräftig war, das Männer achteten und Frauen liebten, und an das sich Kinder drängten — heute so kläglich ohnmächtig, unfähig diejenigen, die seinem Herzen die Nächsten waren, zu vertheidigen oder zu schützen; seine Reichthümer ihm entrissen! seine Wünsche verhöhnt! sein Einfluß mit seinem letzten Seufzer erloschen! Und ein Athem seines Mundes macht diesen ganzen mächtigen Unterschied zwischen dem was war und was ist!

Die Postpferde standen vor der Thüre, als der Leichenzug zum Hause zurückkehrte.

Mr. Robert Beaufort verbeugte sich leicht gegen Mrs. Morton, und sagte, das Taschentuch noch vor den Augen:

„Ich werde Euch in wenigen Tagen schreiben, Madame; Ihr werdet finden, daß ich Euch nicht vergesse. Das Landhaus wird verkauft, aber wir werden Euch nicht drängen. Lebt wohl Madame; lebt wohl meine Jungen!" und er tätschelte seine Neffen auf den Kopf.

Philipp stampfte bei Seite mit dem Fuß, und sah seinen Oheim finster und hochmüthig an, der vor sich hin murmelte: „Mit dem Jungen wird es ein schlechtes Ende nehmen!" Der kleine Sidney legte seine Hand in die des reichen Mannes und sah ihm flehentlich ins Gesicht: „Könnt Ihr nicht der armen Mama etwas Tröstliches sagen, Onkel Robert?"

Mr. Beaufort räusperte sich trocken und stieg in die Britschke — sie hatte seinem Bruder gehört; der Advokat folgte und sie fuhren weg.

Eine Woche nach dem Leichenbegängniß schlich Philipp aus dem Hause in das Gewächshaus, um einige Früchte für seine Mutter zu pflücken; sie hatte seit Beauforts Tod kaum eine Speise berührt. Sie war zu einem Schatten abgezehrt — ihr Haar war grau geworden. Jetzt hatte sie endlich Thränen gefunden, und sie weinte still aber unausgesetzt.

Der Knabe hatte einige Trauben abgebrochen und legte sie sorgsam in sein Körbchen; er war eben im Begriff, eine Aprikosenpflaume zu brechen, welche reifer schien als die übrigen, als seine Hand derb gefaßt wurde, und die rauhe Stimme John Greens, des Gärtners, rief:

„Was wollt Ihr da machen, Junker Philipp? Ihr dürft diese Frucht nicht anrühren!“

„Was fällt Euch ein, Mensch!“ schrie der junge Gentleman in einem ebenso erstaunten als zornigen Ton.

„Macht mir keine Faxen, Junker Philipp! Was ich meine, ist, daß morgen vornehme Leute kommen sollen, das Gut zu besichtigen, und ich möchte nicht haben, daß meine schöne Obstzucht verwüstet würde, indem Einer Euresgleichen sie ausplündert; so, das ist einfach, Junker Philipp!“

Der Knabe wurde ganz blaß, blieb aber stumm. Der Gärtner, hocherfreut die erlittenen Unbilden vergelten zu können, fuhr fort:

„Ihr braucht gar kein so verächtliches Gesicht zu machen, Junker; Ihr seyd nicht der vornehme Herr, der zu seyn Ihr Euch eingebildet; Ihr seyd jetzt gar Nichts mehr, und das werdet Ihr über kurz oder lang merken. So marschirt Euch jetzt, wenn's beliebt, ich muß jetzt die Glasthüren schließen."

Bei diesen Worten faßte er den jungen Menschen rauh beim Arm; aber Philipp, der Jähzornigste der Sterblichen, war stark für seine Jahre und furchtlos wie ein junger Löwe. Er ergriff eine Gießkanne, welche der Gärtner niedergesetzt hatte, während er mit seinem bisherigen Tyrannen rechtete, und schlug damit den Mann so heftig und so plötzlich ins Gesicht, daß er über die Beete rücklings stürzte, und das Glas unter ihm klirrend zerbrach. Philipp wartete nicht ab, bis der Feind sich wieder aufraffte; sondern er nahm seine Trauben auf, nahm ruhig Besitz von der ihm streitig gemachten Aprikosenpflaume, und verließ den Ort; und der Gärtner fand es nicht gerathen ihn zu verfolgen. Für Knaben in gewöhnlichen Verhältnissen, Knaben die den Weg durch eine an Scheltworten reiche Kindsstube, eine zankende Familie, oder eine öffentliche Schule gemacht, würde dieser Hader eben Nichts gehabt haben, was in ihrer Erinnerung gehaftet oder ihre Nerven in lange heftige Bewegung gesetzt hätte, nachdem die erste Aufwallung der Leidenschaft vorüber; aber für Philipp Beaufort bildete der Vorfall eine Epoche im Leben; es war die erste grobe Beleidigung, die er erfahren; es war seine Einweihung in die veränderte,

unfreundliche und schreckliche Lebensbahn, zu welcher das verzogene Kind der Eitelkeit und Liebe fortan verurtheilt war. Sein Stolz und seine Selbstachtung hatten einen entsetzlichen Stoß erlitten. Er trat in das Haus, und ein plötzliches Gefühl von Krankheit überfiel ihn; seine Glieder zitterten, er setzte sich in der Halle nieder, legte die Früchte neben sich hin, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und weinte. Es waren nicht die Thränen eines Knaben, aus einer bald versiegenden, seichten Quelle fließend; es waren die brennenden, peinvollen, widerstrebenden Thränen, welche Männer vergießen, dem Herzen ausgepreßt als wären sie sein Blut. Er war nie in die Schule geschickt worden, damit er keinen Kränkungen ausgesetzt wäre. Er hatte verschiedene Lehrmeister gehabt, die angewiesen waren, eher ihm Achtung zu bezeigen als von ihm zu verlangen; Einer folgte auf den Andern nach des Knaben Laune und Einfällen. Seine natürliche Lebhaftigkeit jedoch, und ein sehr kräftiger, tüchtiger und scharfeindringender Geist hatten ihn befähigt, mehr Kenntnisse zusammenzuraffen, obwohl von unzusammenhängender und buntscheckiger Art, als Knaben seines Alters gewöhnlich besitzen, und seine umschweifende, unabhängige Lebensweise außer dem Hause hatte beigetragen seinen Verstand reifer zu machen. Sicher hatte er, trotz aller Vorsicht, eine, wiewohl nicht sehr klare Vorstellung oder Ahnung von seiner eigenthümlichen Stellung bekommen, aber bis auf diesen Tag hatte er noch keine ihrer Unannehmlichkeiten zu fühlen gehabt. Jetzt fing er an seinen

Blick auf die Zukunft zu richten; — und unbestimmte, dunkle Besorgnisse — ein Bewußtseyn, welchen Anhalt, welchen Schutz, welche Stellung er mit dem Tode seines Vaters verloren — beschlichen ihn schaudrig kalt. Während er so brütete, hörte man die Glocke ziehen; er erhob das Haupt; es war der Postbote mit einem Brief, Philipp stand rasch auf, und nahm den Brief, das Gesicht abwendend, auf welchem die Thränen noch nicht getrocknet waren; und dann, sein Obstkörbchen ergreifend, trat er in seiner Mutter Zimmer.

Die Läden waren halb geschlossen gegen die Tageshelle — oh! welch ein Hohn liegt in dem Lächeln der glücklichen Sonne, wenn sie auf Unglückliche scheint! Mrs. Morton saß, oder vielmehr kauerte, in einer fernen Ecke, die strömenden Augen starr ins Leere hinausschauend, — empfindungslos, zusammengesunken — das Bild des trostlosen Jammers; und Sidney flocht zu ihren Füßen Blumenkränze.

„Mama! Mutter!“ flüsterte Philipp, indem er seine Arme um ihren Hals schlang; „sieh auf! sieh auf! das Herz bricht mir, wenn ich Dich so sehe. Koste diese Früchte! Du wirst auch sterben, wenn Du es so fort treibst; und was wird aus uns werden — — aus Sidney?“

Mrs. Morton schaute ihm halb abwesend ins Gesicht und versuchte zu lächeln. „Sieh, ich habe Dir auch einen Brief gebracht; vielleicht gute Botschaften; soll ich das Siegel erbrechen?“

Mrs. Morton schüttelte leicht das Haupt und nahm

den Brief — ach! wie ganz anders war er als derjenige, welchen Sidney vor noch nicht vierzehn Tagen ihr eingehändigt! Es war Mr. Robert Beauforts Handschrift. Sie schauderte und legte ihn weg. Und jetzt zuckte ihr plötzlich, zum erstenmal, wie ein Blitz das Gefühl ihrer seltsamen Lage durch den Sinn — die Furcht vor der Zukunft. Was sollte fortan aus ihren Söhnen werden? Was aus ihr selbst? Wie geweiht und heilig auch ihre Ehe gewesen, das Gesetz konnte ihr doch entstehen. Von der Verfügung des Mr. Robert Beaufort konnte das Schicksal von drei Leben abhängen! Sie rang nach Athem, sie nahm den Brief wieder auf und überflog den Inhalt; er lautete so:

„Liebe Madame, — wohl einsehend, daß Ihr natürlich besorgt seyn müßt, wegen der künftigen Aussichten für Eure Kinder und Euch selbst, da mein armer Bruder Euch zurückließ, ohne irgend eine Vorsorge getroffen zu haben, ergreife ich so frühe, als nur immer Schicklichkeit und Anstand es mir zu gestatten scheinen, die Gelegenheit, Euch von meinen Absichten in Kenntniß zu setzen. Ich brauche nicht zu sagen, daß, streng genommen, Ihr keinerlei Ansprüche an die Verwandten meines verstorbenen Bruders machen könnt; auch will ich Euren Gefühlen nicht wehe thun durch moralische Betrachtungen, die, so hoffe ich, in dieser Zeit des Kummers sich Euch unwillkürlich von selbst aufdrängen müssen. Ohne weiter auf Euer eigenthümliches Verhältniß zu meinem Bruder hinzuweisen, darf ich doch vielleicht mir erlauben beizufügen, daß diese Verbindung sehr wesentlich dazu beitrug, ihn von den rechtmä-

ßigen Gliedern seiner Familie zu trennen; und bei der Berathung mit ihnen über eine Versorgung für Euch und Eure Kinder fand ich, daß ausser Bedenklichkeiten, welche geachtet werden müssen, auch eine gewisse, sehr erklärliche Bitterkeit in ihren Gemüthern haftet. Aus Achtung jedoch für meinen armen Bruder, (obgleich ich ihn in den letzten Jahren sehr wenig sah,) bin ich bereit, diesen Gefühlen Stillschweigen aufzuerlegen, die ich, wie Ihr Euch wohl denken könnt, als Vater und Gatte mit den übrigen Gliedern meiner Familie theile. Ihr werdet Euch vermuthlich jetzt dafür entscheiden, bei Verwandten von Euch zu leben; und damit Ihr ihnen nicht ganz zur Last fallet, will ich Euch erklären, daß ich Euch hundert Pfund jährlich bewilligen werde, vierteljährlich zahlbar, wenn es Euch lieber ist. Auch könnt Ihr gewisse Artikel von Leinwand und Silber auswählen, wovon ich eine Liste beilege. Was Eure Söhne betrifft, so habe ich nichts dagegen, sie in eine lateinische Schule zu schicken, und sie im passenden Alter irgend ein für ihre künftige Stellung angemessenes Gewerbe erlernen zu lassen, bei dessen Wahl Eure Familie Euch den besten Rath wird ertheilen können. Wenn sie sich gut aufführen, können sie immer auf meine Protektion rechnen. Ich wünschte nicht, Euch zu treiben und zu drängen; aber vermuthlich wird es für Euch nur schmerzlich seyn, länger als durchaus nöthig an einem Ort zu verweilen, an den sich so viel leidige Erinnerungen knüpfen; und da das Landhaus verkauft werden soll — mein Schwager, Lord Lilburne, meint wirklich, es würde ihm anstehen, —

werdet Ihr den störenden Besuchen von Fremden, die es besehen wollen, ausgesetzt seyn; und in der That ist, wie Ihr selbst fühlen müßt, Euer längerer Aufenthalt in Fernside eigentlich ein Hinderniß für den Verkauf. Ich erlaube mir, Euch einen Wechsel von 100 Pfund einzuschließen, zur Bestreitung augenblicklicher Ausgaben, und erbitte mir, wenn Ihr fest eingerichtet seyd, Nachricht, wohin das erste Quartal soll bezahlt werden.

Ich werde an Mr. Jackson schreiben, (so heißt, glaub' ich, der Bailiff,) und ihm meine genauern Anweisungen mittheilen in Betreff des Verkaufs der Gäule u. s. w. und der Entlassung der Dienerschaft, damit Ihr keine weitere Mühe habt.

Ich bin, Madame,

Euer gehorsamer Diener

Robert Beaufort."

„Berkeley Square, 12. September 18 — —."

Der Brief entfiel Katharinens Händen. Ihr Schmerz war in Entrüstung und Abscheu verwandelt.

„Der Uebermüthige!" rief sie mit flammenden Augen. „Das mir! — mir! dem Weibe, dem rechtmäßigen Weibe seines Bruders! Der vermählten Mutter von seines Bruders Kindern!"

„Sage das noch einmal Mutter! noch einmal!" rief Philipp mit lauter Stimme. „Seinem Weibe! Vermählt!"

„Ich schwöre es," sagte Katharine feierlich. „Ich bewahrte das Geheimniß Eurem Vater zulieb. Jetzt, um Euretwillen, muß die Wahrheit bekannt werden."

„Gott sey Dank! Gott sey Dank!“ murmelte Philipp mit bebender Stimme, indem er seine Arme um seinen Bruder schlang. „Wir haben kein Brandmal auf unserm Namen, Sidney.“

Bei diesen Worten, so voll von unterdrückter Freude und Stolz, empfand die Mutter auf einmal, was Alles ihr Sohn geargwohnt und verheimlicht hatte. Sie fühlte, daß unter seinem hochfahrenden und eigensinnigen Charakter zarte und großmüthige Nachsicht gegen sie gekeimt und sich erhalten hatte; daß seine Fehler selbst vielleicht aus seiner zweideutigen Stellung möchten entsprungen seyn; und ein Stachel der Reue wegen der langen Aufopferung der Kinder für das Interesse des Vaters drang plötzlich in ihr Herz. Darauf folgte eine Angst, eine entsetzliche Angst, peinlicher noch als die Reue. Die Beweise, welche Mutter und Kinder reinigen sollten! Die Worte ihres Gatten an jenem letzten, entsetzlichen Morgen, klangen ihr im Ohr. Der Geistliche todt! Der Zeuge fern abwesend! Das Register verloren! Aber die Abschrift aus jenem Register! Die Abschrift! konnte die nicht genügen? Sie stöhnte und schloß die Augen, als wollte sie sich gegen die Zukunft verblenden; dann fuhr sie plötzlich auf, eilte aus dem Zimmer und flog geradenwegs nach Beauforts Studirzimmer. Als sie die Hand auf die Thürschnalle legte, zitterte sie und bebte zurück. Aber die Sorge für die Lebenden war in diesem Augenblick stärker als selbst der Gram um den Todten; sie trat in das Gemach; sie trat mit festem Schritt auf den Schreibtisch zu. Er war ver-

schlossen; Robert Beauforts Siegel auf dem Schloß; — auf jedem Wandschrank, jedem Schrein, jeder Schieblade dasselbe Siegel, welches von Rechten zeugte, gültiger als die ihrigen. Aber Katharine ließ sich nicht abschrecken; sie wandte sich um und sah Philipp an ihrer Seite; sie deutete stumm auf den Schreibtisch; der Knabe verstand die Aufforderung. Er verließ das Zimmer und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einem Meisel zurück. Das Schloß ward aufgebrochen; zitternd und begierig durchwühlte Katharine den Inhalt, sie öffnete Papier um Papier, Brief um Brief, umsonst! kein Certifikat, kein Testament, keine Denkschrift. Konnte der Bruder den verhängnißvollen Beweis entfremdet haben? Ein Wort genügte Philipp zu erklären was sie suchte, und sein Suchen war noch pünktlicher als das ihrige. Jedes Behältniß, wo nur immer Papiere seyn konnten, in diesem Zimmer, im ganzen Hause wurde durchforscht, und doch blieb alles Suchen fruchtlos.

Drei Stunden nachher waren sie in demselben Zimmer, in welches Philipp seiner Mutter den Brief von Robert Beaufort gebracht hatte. Katharine saß da, ohne Thränen, aber todesblaß vor Kummer und Jammer.

„Mutter," sagte Philipp, „darf ich den Brief jetzt lesen?"

„Ja, Knabe; und entscheide Du für uns Alle." Sie schwieg, und betrachtete sein Gesicht, während er las. Er fühlte, daß ihr Auge auf ihm ruhte, und beherrschte seine Gemüthsbewegung, als er weiter las. Als er zu Ende

war, erhob er sein dunkles Auge gegen Katharinens ihn beobachtendes Antlitz.

„Mutter, ob wir nun unsre Rechte durchsetzen oder nicht, jedenfalls wirst Du die Barmherzigkeit dieses Mannes ablehnen. Ich bin jung — ein Knabe; aber ich bin stark und tüchtig. Ich will Tag und Nacht für Dich arbeiten. Ich habe die Kraft dazu in mir — ich fühle es; Alles lieber, als sein Brod essen!“

„Philipp! Philipp! Du bist in Wahrheit mein Sohn; Deines Vaters Sohn! Und machst Du keine Vorwürfe Deiner Mutter, die so schwach, so pflichtvergessen war, die Rechtmäßigkeit Deiner Geburt zu verheimlichen, bis die Entdeckung ach! vielleicht zu spät kommt? Oh! mach' mir Vorwürfe! mach' mir Vorwürfe! sie werden mir wohl thun! Nein! küsse mich nicht! ich kann es nicht ertragen. Knabe! Knabe! wenn uns, wie mein Herz mir sagt, der Beweis nicht gelingt, verstehst Du, was dann ich, in den Augen der Welt, bin; was Ihr seyd?“

„Ja!“ sagte Philipp fest; und er fiel vor ihr auf die Kniee. „Wie auch Andere Dich nennen, Du bist eine Mutter und ich Dein Sohn. Du bist, nach dem Urtheil des Himmels, meines Vaters Weib, und ich sein Erbe!“

Katharine beugte ihr Haupt herab und sank mit einem Thränenstrom in seine Arme. Sidney schlich zu ihr heran und drückte seine Lippen auf ihre kalte Wange. „Mama, was quält Dich? Mama, Mama!“

„Oh! Sidney, Sidney! Wie er seinem Vater gleicht! Sieh ihn an, Philipp! Thun wir recht, auch

dies Almosen auszuschlagen? Soll auch er ein Bettler seyn?"

„Niemals ein Bettler!" sagte Philipp mit einem Stolz, der zeigte, welche harte Schule er noch durchzumachen hatte. „Die rechtmäßigen Söhne eines Beaufort sind nicht dazu geboren, ihr Brod zu erbetteln!"

Sechstes Kapitel.

Gewitter oben, unten eis'ge Welt.
* * * * *
* * * Der Oelzweig
Verwelkt, gemeinem Winde preisgegeben;
Die Erde eine Arche ohne Taube.
Laman Blanchard.

Mr. Robert Beaufort galt im Allgemeinen in der Welt als ein sehr achtbarer Mann.

Er hatte nie Excesse begangen — nie gespielt und sich in Schulden gestürzt — war nie in die bei diesem Geschlecht gewöhnlichen Verirrungen eines heißen Blutes verfallen. Er war ein guter Gatte — ein sorgsamer Vater — ein angenehmer Nachbar — gegen die Armen ziemlich mildthätig. Er war rechtlich und ordentlich in seinem Thun und Treiben, und man wußte von ihm, daß er sich in verschiedenen Lebensverhältnissen gut benommen. Mr. Robert Beaufort war auch in der That bestrebt immer zu thun, was recht war — in den Augen der Welt.

Er hatte keine andre Regel seines Handelns, als die ihm die Welt an die Hand gab; seine Religion war Anstand und Schicklichkeit — sein Ehrgefühl war Beachtung der Meinung Andrer. Sein Herz war eine Sonnenuhr, deren Sonne die Welt war; wenn das Auge des Publikums darauf fiel, entsprach es allen Anforderungen, die man an ein Herz machen kann; aber wenn dies Auge nicht sichtbar war, dann war die Sonnenuhr stumm — ein Stück Erz und Nichts weiter.

Die Gerechtigkeit gegen Robert Beaufort erheischt, dem Leser die Versicherung zu geben, daß er an die Geschichte seines Bruders von der heimlichen Trauung ganz und gar nicht glaubte. Er betrachtete diese Erzählung, als er sie zuerst hörte, als die bloße (und dazu seichte) Erfindung eines Mannes, der den unklugen Schritt, den er zu thun im Begriff stand, so ehrenhaft als möglich erscheinen zu lassen wünschte. Der gleichgültige Ton seines Bruders, als er von der Sache sprach, — sein Geständniß, daß von einer solchen Trauung keine klaren Beweise vorhanden seyen, außer einer Abschrift aus einem Kirchenbuch, (welche Robert nicht gefunden hatte,) machte seinen Unglauben sehr natürlich. Er glaubte daher durchaus keine Zartheit oder Achtung einer Frau schuldig zu seyn, durch die er um ein Haar eine herrliche Erbschaft verloren hätte — einer Frau, die nicht einmal seines Bruders Namen getragen — einer Frau, die Niemand kannte. Wäre Mrs. Morton Mrs. Beaufort, und die natürlichen Söhne rechtmäßige Kinder gewesen, so hätte Robert

Beaufort, vorausgesetzt die beiderseitige Lage in Beziehung auf Vermögen und Abhängigkeit wäre dieselbe gewesen, sich mit sorgfältiger und gewissenhafter Großmuth benommen. Die Welt würde gesagt haben: „Nichts konnte schöner seyn, als Mr. Robert Beauforts Benehmen!“ Ja, wäre Mrs. Morton eine geschiedene Frau von Geburt und hoher Familie gewesen: er würde ganz andere Verfügungen zu ihren Gunsten gemacht haben; er hätte nicht zugegeben, daß die Verwandten ihn schäbig genannt hätten. Aber so sah er ein, daß, alle Umstände erwogen, die Welt, wenn sie sich überhaupt aussprach, (was zu thun sie wohl kaum der Mühe werth finden mochte,) auf seiner Seite seyn werde. Ein schlaues Weib — von gemeiner Geburt, und natürlich, auch von gemeiner Erziehung — welche den reichen und sorglosen Buhlen gern in die Ehe hineingeführt und geschwatzt hätte; — was konnte für die von dem Manne erwartet werden, den sie hatte in Schaden bringen wollen, von dem rechtmäßigen Erben? War es nicht sehr viel Güte von ihm, wenn er irgend Etwas für sie that, und wenn er für die Kinder sorgte im angemessenen Verhältniß zu dem ursprünglichen Stand der Mutter — genügte er da nicht aufs äußerste allen vernünftigen Erwartungen? Gewiß, er dachte in seinem Gewissen, wie es nun einmal war, er habe recht gehandelt — nicht unbesonnen, nicht übertrieben und thöricht, — sondern recht. Er war gewiß, die Welt würde so entscheiden, wenn sie Alles wüßte; er war ja nicht verpflichtet, Etwas zu thun. Daher war er nicht gefaßt auf Katharinens

kurze, stolze, aber gemäßigte Antwort auf seinen Brief, eine Antwort, die eine entschiedene Ablehnung seiner Anerbietungen enthielt, — fest ihre rechtmäßige Ehe und die Ansprüche ihrer Kinder behauptete — auf gerichtliches Verfahren verwies, und unterzeichnet war mit: Katharine Beaufort! Mr. Beaufort legte den Brief in seinen Schreibtisch, mit der Bezeichnung: „Unverschämte Antwort von Mrs. Morton, 14. September,“ und war ganz zufrieden, das Daseyn der Schreiberin ganz vergessen zu können, bis sein Advokat, Mr. Blackwell, ihn benachrichtigte, daß von Katharine eine Klage eingeleitet sey. Mr. Robert wurde blaß, aber Blackwell beruhigte ihn.

„Ja, Sir, Ihr habt Nichts zu fürchten. Es ist nur ein Versuch, Geld zu erpressen; der Attorney ist ein Mann von schlechter Praxis, gewohnt schlechte Fälle aufzunehmen; sie können Nichts ausrichten.“

Dies verhielt sich wirklich so; was auch ihre Rechte seyn mochten, die arme Katharine hatte keine Beweise — kein Zeugniß — wodurch ein ehrenhafter Advokat gerechtfertigt werden konnte, wenn er ihr den Rath gab einen Prozeß anzufangen. Sie nannte zwei Zeugen ihrer Trauung — der Eine war todt, der Andere war nirgends zu erkundigen. Sie gab als den Ort, wo die Ceremonie sollte verrichtet worden seyn, ein sehr entlegenes Dorf an, in welchem, wie es schien, das Kirchenregister vernichtet worden war. Keine beglaubigte Abschrift davon war zu finden, und Katharine war wie betäubt als sie hörte, daß, selbst wenn sie gefunden würde, es zweifelhaft wäre, ob

sie als wirklicher Beweis angenommen würde, außer um wirkliches, persönliches Zeugniß zu verstärken. Es hatte sich gefügt, daß Philipp, als er vor vielen Jahren die Abschrift bekommen, sie Katharinen nicht gezeigt und ihr auch nicht den Namen Jones, als desjenigen, der die Abschrift gefertigt, genannt hatte. In der That war damals, als er erst drei Jahre mit Katharinen vermählt war, seine weltliche Vorsicht noch nicht durch ein auf Erfahrung gegründetes Vertrauen zu ihrem Edelmuth überwunden gewesen. Was das blos moralische Zeugniß betraf, welches auf der Veröffentlichung ihres Aufgebots in London beruhte, so hatte das gar keine Beweiskraft; auch erinnerten sich, als man in A — — Nachforschungen anstellte, die wälschen Dorfleute an Nichts weiter, als daß vor etwa fünfzehn Jahren ein schöner Gentleman den Mr. Price besucht habe, und Einer oder Zwei glaubten sich zu besinnen, daß Mr. Price ihn mit einer Dame von London getraut habe; — ein Zeugniß, das ganz und gar nicht aufkommen konnte gegen das tödtliche, verdammende Faktum, daß fünfzehn Jahre lang Katharine offen einen andern Namen getragen und mit Mr. Beaufort vor den Augen der Welt als seine Geliebte gelebt hatte. Ihre Großmuth hierin gab ihrer Sache den Todesstoß. Demungeachtet fand sie einen elenden Advokaten, der ihr Geld nahm und ihre Sache vernachläßigte; so ward denn ihr Prozeß angehört und mit Verachtung abgewiesen. Und fortan war denn Katharine wirklich in den Augen des

Gesetzes und des Publikums eine unverschämte Abenteurerin, und ihre Söhne namenlose Verstoßene.

Und nun trat Mr. Robert Beaufort, von aller Furcht befreit, in den vollen Genuß seines glänzenden Vermögens. Das Haus in Berkeley-Square ward neu eingerichtet. Große Diners und lustige Routs wurden im folgenden Frühjahr gegeben. Mr. und Mrs. Beaufort wurden Leute von ansehnlicher Bedeutung. Der reiche Mann war, schon als arm, ehrgeizig gewesen, jetzt concentrirte sich sein Ehrgeiz in seinem einzigen Sohn. Arthur hatte immer für einen vielversprechenden, talentvollen Knaben gegolten — wornach durfte er nicht jetzt streben! Die Frist seiner Vorbereitung durch den Lehrmeister wurde abgekürzt und Arthur Beaufort wurde sofort nach Oxford geschickt.

Ehe er nach der Universität abging, sprach Arthur während eines kurzen vorbereitenden Besuchs bei seinem Vater, mit diesem von den Mortons.

„Was ist aus ihnen geworden, Sir, und was habt Ihr für Sie gethan?“

„Für sie gethan!“ sagte Mr. Beaufort und riß die Augen weit auf. „Was sollte ich thun für Leute, die mich so eben mit der gewissenlosesten Streitsucht belästigt und angegriffen haben? Mein Betragen gegen sie war zu großmüthig, ja wohl, wenn man Alles erwägt! Aber wenn Du in meinen Jahren bist, wirst Du finden, daß es in der Welt wenig Dankbarkeit gibt, Arthur.“

„Aber doch, Sir,“ sagte Arthur mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit, „aber doch, mein Oheim hatte eine

große Liebe für sie; und die Knaben wenigstens sind unschuldig."

„Wohl, wohl!" versetzte Mr. Beaufort etwas ungeduldig. „Ich glaube, es geht ihnen Nichts ab; ich denke sie sind bei den Verwandten der Mutter. Sobald sie sich in der gehörigen Weise an mich wenden, sollen sie mich nicht rachsüchtig noch hartherzig finden; aber weil wir einmal bei diesem Gegenstand sind," fuhr der Vater fort, indem er seine Hemdkrause glättete mit einer Sorgsamkeit, welche sein Schicklichkeitsgefühl selbst in Kleinigkeiten bewährte, „ich hoffe, Du merkst Dir die Folgen einer solchen Art Verbindung und nimmst Dir eine Warnung an Deines armen Oheims Beispiel. Und jetzt laß uns den Gegenstand des Gesprächs ändern, es ist kein sehr angenehmer, und je weniger in Deinem Alter die Gedanken mit solchen Sachen sich beschäftigen, desto besser!"

Arthur Beaufort glaubte, mit der sorglosen Großmuth der Jugend, welche das Benehmen Andrer nach ihren eignen Gefühlen bemißt, sein Vater, der sich gegen ihn nie knickerig gezeigt, habe wirklich so gehandelt, wie seine Worte vermuthen ließen; und in Anspruch genommen von den Gedanken und Zerstreuungen der neuen, glänzenden Laufbahn, die sich ihm, zu Genuß und Studium, eröffnete, verlor er die Gegenstände jener Nachfrage aus dem Sinn.

Inzwischen hatte Mrs. Morton, denn mit diesem Namen müssen wir sie auch ferner nennen, sich mit ihren Kindern in einer kleinen Wohnung in einer bescheidnen

Vorstadt, an der Landstraße zwischen Fernside und der Hauptstadt gelegen, eine Unterkunft verschafft. Sie behielt nach ihrem hoffnungslosen Prozeß und nach dem Verkauf ihrer Juwelen und Schmucksachen, eine Summe, die sie in Stand setzte, bei großer Sparsamkeit wenigstens ein paar Jahre anständig zu leben, während welcher Zeit sie ihre Plane für die Zukunft entwerfen konnte. Sie zählte als auf eine sichere Hülfe, auf den Beistand ihrer Verwandten; aber sie entschloß sich dazu nur mit leicht begreiflicher Schaam und Widerstreben. Sie hatte mit ihrem Vater, so lang er lebte, einen Briefwechsel unterhalten. Nie offenbarte sie ihm das Geheimniß ihrer Verheirathung, obgleich sie ihm auch nicht schrieb wie eine Frau, die sich einer Verirrung bewußt ist. Vielleicht hatte sie, wie sie ihrem Sohn immer sagte, ihrem Gatten ein feierliches Versprechen gegeben, dies Geheimniß nie auszusagen oder auch nur darauf hinzudeuten, als bis er sie zur Veröffentlichung ermächtigen würde. Denn weder er noch Katharine dachten je an Trennung oder Tod. Ach! wie schlafen wir doch Alle, so lang wir glücklich sind, so sicher in den dunkeln Schatten, die uns warnen sollten vor den künftigen Sorgen! Dennoch nahm Katharinens Vater, ein Mann von rohem Gemüth und wenig strengen Grundsätzen, dies Verhältniß, das er für ein unrechtmäßiges hielt, sich nicht sehr zu Herzen. Es war für sie gesorgt, das war einiger Trost; ohne Zweifel mußte doch Mr. Beaufort wie ein Gentleman handeln, vielleicht am Ende gar sie zu einer ehrbaren Frau und zur Lady machen!

Inzwischen hatte sie ein schönes Haus, schöne Equipage und stattliche Dienerschaft; und weit entfernt, ihn um Geld anzusprechen, schickte sie ihm vielmehr immer kleine Geschenke. Aber Katharine sah in seiner Genehmigung des Briefwechsels nur zärtliche, verzeihende und vertrauensvolle Liebe, und sie liebte ihn zärtlich; als er starb, war das Band zerrissen, das sie an ihre Familie knüpfte. Ihr Bruder folgte ihm in dem Gewerbe; ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit, aber etwas hart und unfreundlich. In dem einzigen Briefe, den sie je von ihm erhielt — in welchem er ihr den Tod des Vaters meldete — sagte er ihr gerade heraus und in sehr dürren Worten, daß er das Leben, das sie führe, nicht billigen könne; daß er heranwachsende Kinder habe — daß aller Verkehr zwischen ihnen abgeschnitten sey, wenn sie nicht Mr. Beaufort verlasse; während er, wenn sie aufrichtig bereue, auch jetzt noch sich als ihren treuen Bruder bewähren wolle.

Obgleich Katharinen damals dieser Brief als gefühllos geschmerzt hatte, erkannte sie doch jetzt, gedemüthigt und von Kummer erfüllt, die Berechtigung der Grundsätze, denen er entflossen war. Es ging ihrem Bruder für seinen Stand ganz gut — sie wollte ihm ihre wahre Lage erklären — er würde ihre Erzählung glauben. Sie wollte ihm schreiben und ihn bitten, wenigstens ihren armen Kindern Hülfe angedeihen zu lassen.

Aber sie that diesen Schritt erst, als ein ansehnlicher Theil ihres kleinen Vermögens verzehrt, als beinahe drei Vierteljahre seit Beauforts Tod verflossen waren — und

nachdem verschiedene nicht leicht zu nehmende Anmahnungen sie die Wahrscheinlichkeit ihres eignen frühen Todes hatten voraussehen machen. Seit ihrem sechszehnten Jahre, wo sie von Mr. Beaufort an die Spitze seines Haushalts gestellt worden, hatte sie sich nicht in ausschweifendem Wohlleben, aber in behaglichem Ueberfluß gewiegt, wobei sie keine sparsamen und ängstlichen Gewohnheiten angenommen. Sich konnte sie Alles versagen und abdarben — aber gegen ihre Kinder — seine Kinder, denen man jede Laune im Voraus zu erfüllen gewohnt gewesen, brachte sie es nicht übers Herz, karg zu seyn. Sie hätte, wäre sie allein gewesen, in einer Dachkammer Hunger leiden können; aber sie konnte die Kinder keine Bequemlichkeit entbehren sehen, so lange sie eine Guinee besaß. Philipp, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zeigte eine Rücksichtlichkeit, die man bei seinem frühern, anmaßenden Leichtsinn nicht hätte erwarten sollen. Aber Sidney — wer konnte Rücksichtlichkeit und Ueberlegung von einem solchen Kind erwarten? Was konnte er wissen von dem Wechsel der Verhältnisse, von dem Werth des Geldes? Erschien er niedergeschlagen, so stahl sich Katharine fort und verwendete das Einkommen einer Woche auf den Schoos voll Spielsachen, die sie ihm mit nach Haus brachte. Schien er nur um einen Grad bläßer — beklagte er sich über das leiseste Leiden, so mußte nach einem Arzt geschickt werden. Ach! ihre eignen Leiden, vernachläßigt und unbeachtet, wuchsen über den Bereich der Heilkunde hinaus! Aengstlich — fürchtend — von nagenden Erin-

nerungen an die Vergangenheit — von der Aussicht auf Hunger in der Zukunft gequält, verzehrte und rieb sie sich täglich mehr auf. Sie hatte ihren Geist ausgebildet während ihres zurückgezogenen Zusammenlebens mit Mr. Beaufort; aber sie hatte keine von den Künsten und Fertigkeiten gelernt, mit welchen herabgekommene Frauen von Stand den Wolf von der Thüre fern halten; keine kleine Feiertagstalente, welche in den Tagen der Noth zu einem nützlichen Gewerbe werden; keine Malerei mit Wasserfarben oder auf Sammt, keine Verfertigung hübscher Tändeleien und Siebensachen, keine Stickerei und feine Nadelarbeit. Sie war hülflos — gänzlich hülflos — nicht einmal kräftig genug zum Dienen; und selbst in dieser Eigenschaft — hätte sie sich ein günstiges Zeugniß und Kredit verschaffen können? Um diese Zeit wurde an Philipp eine große Veränderung sichtbar. Wäre er damals in freundliche Hände gefallen und unter sorgfältig leitende Augen: seine Leidenschaften und Kräfte hätten zu seltenen Eigenschaften und großen Tugenden reifen können. Aber vielleicht gilt, was Göthe einmal sagt, daß Erfahrung doch die beste Lehrmeisterin ist. Er war beständig auf der Hut gegen sein heftiges Temperament — seinen gewaltthätigen Willen; er hätte um Alles in der Welt nicht seine Mutter betrüben mögen. Aber, seltsam! (es ist dies ein großes Räthsel im Herzen des Weibes!) in dem Verhältniß, als er liebenswürdiger wurde, schien ihn seine Mutter weniger zu lieben. Vielleicht erkannte sie bei dieser Veränderung nicht mehr so ganz den Liebling der frühern

Zeit, vielleicht machten gerade die Schwächen und Belästigungen Sidneys, die stündlichen Opfer, welche ihr das Kind auferlegte, ihn ihr nur um so theurer vermöge des natürlichen Gefühls der Abhängigkeit und Schutzbedürftigkeit, welches das mächtige Band zwischen Mutter und Kind bildet; vielleicht auch, sofern Philipp eben sowohl Stolz als Zärtlichkeit hatte einflößen können, schwand der Stolz mit den Erwartungen, die ihn genährt hatten, und in seinem Verfall entführte er auch Etwas von der Zärtlichkeit, die mit ihm verflochten war. Wie dem nun sey: früher war Philipp als der vorgezogenere und begünstigtere unter den beiden Knaben erschienen, und jetzt war Sidney Alles und Alles. So keimte unter des jüngern Sohns liebkosender Sanftheit eine gewisse Selbstsucht auf; sie war versteckt, sie hüllte sich in liebenswürdige Farben; sie hatte bei einem so holden Kind selbst eine gewisse Anmuth und einen Reiz, aber nichts desto weniger war es Selbstsucht; darin unterschied er sich von seinem Bruder. Philipp war eigenwillig, Sidney eigensüchtig. Eine gewisse Schüchternheit des Charakters, die ihn vielleicht einem ängstlichen Mutterherzen noch theurer machte, ließ voraussehen, daß dieser Fehler bei dem jüngern Knaben eher Wurzeln schlagen werde. Denn bei kühneren Naturen findet sich eine verschwenderische, unberechnende Rücksichtslosigkeit, welche unbewußt die Selbstsucht verschmäht; und was ist Furcht Anderes, als, physisch, die Sorge für die eigne, leibliche Person, und moralisch, die ängstliche Rücksichtnahme auf die eignen Interessen?

In einem kleinen Zimmer in einem Miethhaus in der Vorstadt H — — saß Mrs. Morton am Fenster, beklommen harrend auf das Pochen des Postboten, der ihres Bruders Antwort auf ihren Brief bringen sollte. Es war zwischen zehn und elf Uhr — ein Morgen im heitern Monat Junius. Es war heiß und schwül — eine Seltenheit in einem englischen Junius. Ein Fliegenfänger, roth, weiß und gelb, hing an der Decke, umschwärmt von Fliegen; Fliegen waren an dem Getäfel, Fliegen summten an den Fenstern; der Sopha und die Stühle von Roßhaar schienen mit Fliegen gepolstert. Es war als lastete ein dumpfig schwüler Druck auf den dichten, soliden Moorvorhängen, auf den bunten Papiertapeten, auf dem buntglänzenden Teppich, selbst auf dem Spiegel über dem Kaminstück, wo ein Stück Glas in einem mit gelber Musseline bedeckten Rahmen eingekerkert war. Man spricht viel von der Unlustigkeit des Winters; und ohne Zweifel ist der Winter traurig. Aber was auf der Welt ist trauriger für ein Auge, gewohnt an das Grün und die Blüthe der Natur, — die Pracht der Haine und den Schmuck der Felder, — als ein enges Zimmer in einem Miethhaus der Vorstadt, wo die Sonne in jeden Winkel dringt, wo nichts Frisches, Kühles, Duftendes zu sehen, zu fühlen oder einzuathmen ist; wo Nichts ist als Staub, Glanz, Lärmen, und vielleicht die nächste Thüre ein Lichterzieherladen? Sidney, mit einer Scheere bewaffnet, schnitt die Bilder aus einem Geschichtenbuch aus, das ihm seine Mutter am Tage zuvor gekauft hatte. Philipp, der in den letzten Zeiten

sich viel in den Straßen umgetrieben hatte — vielleicht in der Hoffnung, auf Einen jener wohlwollenden, excentrischen, ältlichen Gentlemen zu stoßen, von denen er in alten Romanen gelesen, welche plötzlich der bedrängten Tugend als Retter zu Hülfe kommen, — oder, was wahrscheinlicher ist, vermöge der rastlosen Unruhe, die seinem abenteuerlichen Temperament eigen war, — Philipp hatte seit dem Frühstück das Haus verlassen.

„Ach! wie heiß dies garstige Zimmer ist!" rief Sidney plötzlich von seiner Beschäftigung aufschauend. „Gehen wir denn nicht wieder aufs Land, Mama?"

„Für jetzt nicht, mein Lieber."

„Ich wollte ich könnte mein Pferdchen haben; warum kann ich mein Pferdchen nicht haben, Mama?"

„Weil — weil — das Pferdchen verkauft ist, Sidney."

„Wer hat es verkauft?"

„Dein Oheim."

„Er ist ein recht garstiger Mann, mein Oheim; nicht wahr? Aber kann ich kein andres Pferdchen haben? Es wäre so hübsch, bei diesem schönen Wetter."

„Ach, mein Lieber, ich wollte, ich könnte Dir eins anschaffen; aber Du sollst diese Woche einmal reiten! Ja," fuhr die Mutter fort, als wollte sie vor sich selbst den Aufwand entschuldigen; „es sieht nicht gut aus, das arme Kind! es muß Bewegung haben!"

„Reiten! oh! das ist ganz meine gute Mama!" rief Sidney in die Hände klatschend. „Nicht auf einem Esel, weißt Du! — auf einem Pferdchen. Der Mann dort

Bayerische
Staatsbibliothek
München

unten in der Straße leiht Pferdchen aus. Ich muß das weiße Pferdchen haben mit dem langen Schweif. Aber, Mama, sage es doch dem Philipp nicht, bitte, thu' es nicht, er würde neidisch darauf!"

„Nein, nicht neidisch, mein liebes Kind; warum meinst Du denn das?"

„Weil er immer zornig wird, wenn ich Dich um Etwas bitte. Es ist gar nicht freundlich von ihm, denn mir ist es gleich, ob er auch ein Pferdchen bekommt — nur nicht das weiße."

Hier machte das laute und plötzliche Pochen des Postboten Mrs. Morton von ihrem Sitz auffahren. Sie preßte ihre Hände fest an ihr Herz, als wollte sie dessen Pochen stillen, und ging mit aufgeregten Nerven nach der Thüre; von da an die Treppen, horchend auf die schlurfenden Schritte der Dienerin in Schlappschuhen.

„Gib ihn her, Jane, gib ihn her."

„Ein Schilling und acht Pence — doppelt chargirt — wenn's Euch beliebt, Madame, dank Euch."

„Mama, darf ich der Jane sagen, daß sie das Pferdchen bestellt?"

„Jetzt nicht, mein Lieber; setze Dich nieder; sey still — ich — ich bin unwohl."

Sidney, der zärtlich und folgsam war, schlich ganz still zum Fenster zurück, und nach einem kurzen, ungeduldigen Seufzer nahm er wieder seine Scheere und das Geschichtenbuch vor. Ich entschuldige mich nicht gegen den Leser wegen der verschiedenen Briefe, die ich ihm vor-

Bayerische Staatsbibliothek München

zulegen genöthigt bin; denn der Charakter verräth sich oft mehr in Briefen als in der Rede. Mr. Roger Mortons Antwort war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Liebe Katharine!

Ich habe Deinen Brief vom vierzehnten dieses erhalten und schreibe Dir mit umgehender Post. Es macht mich sehr betrübt, Deinen Jammer zu vernehmen; aber was Du auch sagst, ich kann nicht denken, daß der verstorbene Mr. Beaufort wie ein gewissenhafter Mann gehandelt hat, wenn er vergaß sein Testament zu machen und seine Kinder hülflos und mittellos zurückließ. Es lautet Alles recht schön, was man von seinen Absichten schwatzt; aber die Probe des Puddings ist das Essen! Und es fällt mir, der ich eine eigne große Familie habe, und mir meinen Lebensunterhalt durch Ehrlichkeit und Betriebsamkeit erworben habe, schwer, die Kinder eines reichen Gentleman erhalten zu sollen. Was Deine Geschichte von der geheimen Trauung betrifft, so mag das wahr seyn und auch nicht. Vielleicht wurdest Du von diesem unwürdigen Mann hinters Licht geführt, denn eine wirkliche Trauung konnte es nicht seyn. Und, wie Du sagst, das Gesetz hat diesen Punkt entschieden; daher, je Weniger Du über diese Sache sprichst, desto besser. Es kommt Alles auf Eins hinaus. Die Leute sind nicht verpflichtet zu glauben, was nicht bewiesen werden kann. Und selbst wenn, was Du angibst, wahr ist, bist Du mehr zu tadeln als zu bemitleiden, daß Du so viele Jahre den Mund hältst, und eine ehrbare Familie in Mißkredit bringst, wofür die

unsrige immer gegolten hat. Ich bin gewiß, meine Frau hätte sich so Etwas nicht einfallen lassen, nicht dem schönsten und stattlichsten Gentleman zu liebe, der je Lederschuhe trug. Indeß, ich will Deinen Gefühlen nicht wehe thun, und bin gewiß bereit, Alles, was recht und schicklich ist, zu thun. Du kannst nicht erwarten, daß ich Dich in mein Haus einlade. Mein Weib, weißt Du, ist eine sehr religiöse Frau — was man evangelisch nennt, aber das laß' ich auf sich beruhen; ich verkehre mit allen Arten Leuten, Kirchenmännern und Dissenters — selbst mit Juden — und zerbreche mir den Kopf nicht wegen Abweichungen in den Meinungen. Ich glaube beinahe, es gibt verschiedene Wege zum Himmel, — wie ich dieser Tage zu Mr. Thwaites, unsrem Parlamentsmitglied sagte. Aber das kann ich nicht umhin zu sagen, mein Weib will Nichts davon hören, daß Du hieher kommst; und in der That, es könnte meinem Geschäft Eintrag thun, denn es sind verschiedene ältliche Jungfern von Stand hier, welche in meinem Laden Flanell für die Armen kaufen, und sie sind sehr besonder, wie sie freilich seyn müssen; denn die Moral ist sehr streng in dieser Grafschaft, und ganz vorzüglich in unsrer Stadt, wo wir sicherlich sehr hohe Kirchensteuern bezahlen. Nicht daß ich murre; denn obgleich ich so liberal bin als Einer, bin ich doch für eine Staatskirche; wie ich seyn muß, da der Dekan mein bester Kunde ist. Was Dich selbst betrifft, so schließe ich Dir zehn Pfund ein, und Du läßst mich wissen, wenn sie zu Ende sind; so will ich sehen, was ich weiter thun kann. Du schreibst Du seyest sehr arm, und

das thut mir leid zu hören; aber Du mußt Deinen Muth aufraffen und Dich aufs Weißnähen legen; und ich meine wirklich, Du solltest Dich an Mr. Robert Beaufort wenden. Er hat einen sehr guten Ruf; und trotz Deiner Klage gegen ihn, die ich nicht billigen kann, würde er, glaube ich gewiß, Dir 40 — 50 Pfund jährlich bewilligen, wenn Du Dich in gehöriger Art an ihn wendest, was ihm ganz wohl anstände. So viel von Dir. Was die Knaben betrifft — die armen, vaterlosen Geschöpfe! — so ist es sehr hart, daß sie so gestraft werden sollen für eine Schuld, die nicht die ihrige ist; und mein Weib, die, obgleich streng, doch eine gutherzige Frau ist, ist willig und bereit in Betreff derselben nach meinem Wunsche zu handeln. Du schreibst, der Aeltere sey bald sechszehn Jahre und in seinen Studien ziemlich weit gekommen. Ich kann ihm etwas recht Gutes auf ganz leichtem, glattem Wege verschaffen. Meines Weibs Bruder, Mr. Christopher Plaskwith, ist Buchhändler und Verleger, mit recht hübschem Vertrieb, in R——. Es ist ein gescheiter Mann und gibt eine Zeitung heraus, die er so gütig ist, mir jede Woche zu schicken; und obgleich es nicht meine Grafschaft ist, kommen doch manche recht vernünftige Ansichten darin vor, und sie wird oft von den Londoner Zeitungen angeführt als: „unsere Schwester in der Provinz.“ Mr. Plaskwith ist mir einiges Geld schuldig, das ich ihm vorstreckte, als er die Zeitung gründete, und er hat mir einigemale höchst ehrenhaft angeboten, mich durch einen Antheil an der genannten Zeitung zu bezahlen. Aber da das Ding doch umschlagen

könnte, und ich keine Händel liebe, wovon ich Nichts verstehe, habe ich seine sehr hübschen Vorschläge nicht benützt. Nun schrieb mir Plaskwith vor zwei Tagen, daß er einen feinen und gewandten Burschen bedürfe als Gehülfen und Lehrling, und erbot sich, meinen ältesten Knaben zu nehmen; aber wir können ihn nicht entbehren. Ich schreibe an Christopher mit der nächsten Post; und wenn Dein Junge oben auf der Kutsche hinfahren und nach Mr. Plaskwith fragen will — der Betrag für Fahrlohn ist eine Kleinigkeit — so zweifle ich nicht, daß er sogleich eintreten kann. Aber, wirst Du sagen, das Lehrgeld muß erwogen werden! Ganz und gar nicht, Kit wird das Lehrgeld von seiner Schuld an mich abrechnen; so hast Du gar Nichts zu zahlen. Es ist ein ganz artiges Geschäft; und die Erziehung des Jungen wird ihn vorwärts bringen; so könnt Ihr darüber ruhig seyn. Was den kleinen Schelm betrifft, so will ich den gleich zu mir nehmen. Du schreibst, er sey ein hübscher Knabe, und ein hübscher Knabe ist immer eine Hülfe im Laden eines Leinwandhändlers. Er soll mit meinem eignen jungen Volke gleich gehalten werden; und Mrs. Morton wird Sorge tragen für seine Reinlichkeit und Sittlichkeit. Ich vermuthe — (dies trägt mir Mrs. Morton auf zu schreiben,) daß er die Masern, Kuhpocken und den Keuchhusten gehabt hat, und bitte Dich, mich dies wissen zu lassen. Wenn er sich gut hält, wozu man ihn in seinem Alter leicht anhalten kann, so ist er für sein Leben geborgen. So bist Du jetzt zweier Mäuler los, die Du wirst füttern müssen, und hast nur noch für Dich selbst zu

sorgen, was Dir ein großer Trost und Erleichterung seyn muß. Vergiß nicht, an Mr. Beaufort zu schreiben; und wenn er Nichts für Dich thut, so ist er nicht der Gentleman, für den ich ihn hielt, aber Du bist mein Fleisch und mein Blut, und sollst nicht verhungern; denn, obgleich ich es für nicht recht halte von einem Geschäftsmann, wenn er unrechtes Thun unterstützt, so bin ich doch der Meinung, wenn es Jemand in der Welt übel geht, so ist eine Unze Hülfe besser als ein Pfund Predigt. Mein Weib denkt anders, und möchte Dir einige Traktätchen schicken; aber es kann nicht Jedermann so streng und pünktlich seyn, wie gewisse Leute. Indeß, wie ich oben gesagt, das lasse ich auf sich beruhen. Laß mich wissen, wann Dein Junge hieherkommt, und auch von den Masern, Kuhpocken und Keuchhusten; auch ob mit Mr. Plaskwith Alles im Reinen ist. So hoffe ich jetzt, Du wirst Dich erleichtert und getröstet fühlen, und bleibe

Liebe Katharine,

Dein Dir verzeihender und Dich liebender Bruder,

Roger Morton."

High Street. Nr. — — 13. Junius.

„Nachschrift. Mrs. Morton sagt, sie wolle Deinem kleinen Knaben eine Mutter seyn, und Du würdest wohl thun, all sein Weißzeug zu flicken, ehe Du ihn schickst."

Als Katharine diese Epistel gelesen, erhob sie ihr Auge und sah Philipp vor sich. Er war geräuschlos ins Zimmer getreten und an die Wand sich lehnend, ganz still

geblieben, und hatte das Gesicht seiner Mutter beobachtet, welches während des Lesens vor schmerzlicher Demüthigung sich hochroth färbte. Philipp war jetzt nicht mehr das zierliche, geputzte Bürschchen, wie er dem Leser zuerst vorgeführt wurde. Er hatte seinen verschossenen Traueranzug verwachsen; sein langes, verwildertes Haar hing struppig und platt über die Wangen herunter; seine dunkeln, glänzenden Augen hatten einen düstern Ausdruck. Nie verräth sich die Armuth stärker als in den Zügen und in der Gestalt des Stolzes. Es war sichtbar, daß sein Geist seinen heruntergekommenen Zustand mehr duldete, als sich demselben anbequemte und unterwarf; und trotz seiner befleckten und fadenscheinigen Kleidung, und einer Hohläugigkeit, welche zu den Jahren der heitern Jugend schlecht paßt, zeigte doch seine ganze Person und Haltung eine wilde und unbändige Großartigkeit, die einen größern Eindruck machte als sein früheres hochfahrendes und anmaßendes Betragen.

„Nun, Mutter," sagte er mit einer sonderbaren Mischung von finstrem Ernst in seiner Miene, und von Mitleid in seiner Stimme: „Nun, Mutter, und was schreibt Dein Bruder?"

„Du hast früher für uns entschieden; entscheide jetzt wieder. Aber ich brauche Dich nicht zu fragen, Du würdest nie —"

„Ich weiß nicht," unterbrach sie Philipp hastig; „laß mich sehen, worüber wir zu entscheiden haben."

Mrs. Morton war von Natur eine Frau von hohem

Geist und Muth; aber Krankheit und Kummer hatten beide herabgedrückt; und obgleich Philipp erst sechszehn Jahre alt war, es ist Etwas im Wesen des Weibes — zumal in Unruhe und Angst — was sie verlangend macht, sich an einen andern Willen als den eigenen anzulehnen. Sie gab Philipp den Brief und setzte sich dann still neben Sidney.

„Dein Bruder meint es gut," sagte Philipp, als er den Brief gelesen.

„Ja, aber es läßt sich Nichts thun; ich kann — ich kann nicht den armen Sidney wegschicken zu — zu —" und Mrs. Morton schluchzte.

„Nein, meine liebe, liebe Mutter, nein; es wäre in der That schrecklich, Dich und ihn zu trennen. Aber dieser Buchhändler — Plaskwith — vielleicht bin ich im Stande Euch beide zu erhalten."

„Ha, Du denkst doch nicht daran, Philipp, ein Lehrling zu werden! — Du, der Du so auferzogen worden — der Du so stolz bist!"

„Mutter, ich würde die Straßengossen kehren, Dir zu lieb! Mutter, Dir zu lieb wollte ich zu meinem Oheim Beaufort gehen, mit dem Hut in der Hand, Halbpence zu erbetteln. Mutter, ich bin nicht stolz — ich möchte ehrlich seyn, wenn ich kann — aber wenn ich Dich hinsiechen und so verändert sehe, so fährt der Teufel in mich, und ich schaudre oft, ich möchte ein Verbrechen begehen — was, weiß ich selbst nicht!"

„Komm her, Philipp, mein lieber Philipp — mein

Sohn, meine Hoffnung, mein Erstgeborner!“ und das Mutterherz strömte über von der ganzen Zärtlichkeit früherer Tage. „Sprich nicht so fürchterlich! Du machst mir Angst!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn tröstend und begütigend. Er legte seine brennende Schläfe an ihre Brust und schmiegte sich fest an sie, wie er zu thun gewohnt gewesen nach stürmischen Paroxismen seiner leidenschaftlichen und eigensinnigen Kindheit. So blieben sie eine Zeitlang — ihre Lippen stumm, ihre Herzen mit einander redend — Jedes vom Andern wunderbare Hülfe und heilige Stärke borgend, bis Philipp ruhig und mit einem Lächeln sich erhob: „Lebe wohl, Mutter; ich will sogleich zu Mr. Plaskwith.“

„Aber Du hast kein Geld, den Fahrlohn zu bezahlen, da Philipp;“ und sie händigte ihm ihre Börse ein, aus welcher er mit Widerstreben einige Schillinge nahm. „Und vergiß nicht, wenn der Mann rauh ist, und Du magst ihn nicht — merke Dir's, so mußt Du Dir keine Unarten und Kränkungen gefallen lassen.“

„Oh, es wird Alles gut gehen, sey ohne Furcht!“ sagte Philipp getrost, und verließ das Haus.

Gegen Abend hatte er den Ort seiner Bestimmung erreicht. Der Laden hatte ein hübsches Aeußere, und einen besondern Eingang; über dem Laden stand angeschrieben: Christopher Plaskwith, Buchhändler und Verleger;“ auf der besondern Thüre war eine Metallplatte mit der Inschrift: „R — — und — — Merkurs Bureau, Mr.

Plaskwith.“ Philipp trat durch die kleinere Thüre ein und ward von einer „Phillis mit saubern Händen“ in ein kleines Büreau gewiesen. Nach wenigen Minuten ging die Thüre auf und der Buchhändler trat ein.

Mr. Christopher Plaskwith war ein kurzer, stämmiger Mann, in dunkeln Hosen und eben solchen Kamaschen, schwarzem Rock und Weste, mit einer großen Uhrkette mit einem ungeheuern Gehänge von Petschaften, vermischt mit kleinen Schlüsseln und altmodischen Trauerringen, seine Gesichtsfarbe war blaß und schwammig, und sein Haar kurz, dunkel und glatt. Der Buchhändler that sich etwas zu gut auf eine Aehnlichkeit mit Napoleon, und affektirte ein kurzangebundnes, fahrendes, gebieterisches Wesen, worin er einen Hauptzug des kraftvollen und entschiedenen Charakters seines Prototyps fand.

„Also Ihr seyd der junge Mann, den Mr. Roger Morton empfiehlt?“ Hier zog Mr. Plaskwith ein ungeheures Taschenbuch heraus, öffnete es langsam, und stierte Philipp scharf an mit einem, wie er meinte, durchdringenden und durchbohrenden Blick.

„Da ist der Brief — nein! das ist Sir Thomas Champerdown's Bestellung von fünfzig Exemplaren des letzten Merkurs, der seine Rede bei der Grafschaftsversammlung enthält. Euer Alter, junger Mann? — erst sechzehn! — seht älter aus; — Das ist er nicht — das ist er nicht — und dieser ist es! — Setzt Euch! — Ja, Mr. Roger Morton empfiehlt Euch — ein Verwandter —

unglückliche Verhältnisse — wohlerzogen — hm! Nun, junger Mann, was habt Ihr zu Euern Gunsten zu sagen?“

„Sir?“

„Könnt Ihr Rechnungen machen? Versteht Ihr die Buchführung?“

„Ich verstehe etwas Algebra, Sir.“

„Algebra! — ha, was sonst?“

„Französisch und Latein.“

„Hm! — kann nützlich seyn. Warum tragt Ihr Euer Haar so lang? Seht meines an. Wie ist Euer Name?“

„Philipp Morton.“

„Mr. Philipp Morton, Ihr habt ein intelligentes Gesicht. — Ich gebe viel auf Gesichter. Ihr kennt die Bedingungen? — sehr günstig für Euch! Kein Lehrgeld — ich bringe das mit Roger ins Reine. Ich gebe Euch Tisch und Bett — für Wäsche habt Ihr selbst zu sorgen. Ordentliche Aufführung — Lehrzeit nur fünf Jahre, wenn die vorüber, dürft Ihr Euch nicht am nämlichen Ort niederlassen. Ich will für den Lehrbrief sorgen. Wann könnt Ihr kommen?“

„Wann es Euch beliebt, Sir.“

„Uebermorgen mit der sechs Uhr Kutsche.“

„Aber, Sir,“ sagte Philipp, „soll ich gar kein Salar haben? nur Etwas, wenn auch noch so Wenig, das ich meiner Mutter schicken könnte?“

„Salar, mit sechzehn Jahren! — freier Tisch und Bett — kein Lehrgeld! Salar! Wofür? Lehrlinge be-

kommen kein Salar! Ihr werdet jede Bequemlichkeit haben!"

„Gebt mir an Bequemlichkeiten Weniger, damit ich meiner Mutter Mehr geben kann; — ein wenig Geld, wenn auch noch so Wenig, und zieht es mir am Tisch ab; ich kann mich mit Einer Mahlzeit täglich begnügen, Sir!"

Der Buchhändler war gerührt; er nahm eine ungeheure Prise Tabak aus seiner Westentasche und besann sich einen Augenblick. Dann sagte er, indem er Philipp noch einmal prüfend maß:

„Gut, junger Mann, so will ich Euch sagen, was wir thun wollen. Ihr sollt zuerst auf Probe hieher kommen; — wir sehen, ob wir einander behagen, ehe wir den Vertrag unterzeichnen; — setze ich Euch inzwischen wöchentlich 5 Schilling aus. Wenn Ihr Talent zeigt, will ich sehen, ob ich mit Roger mich über eine kleine Belohnung vereinigen kann. Das thut's, he?"

„Ich danke Euch, Sir, ja," sagte Philipp dankbar.

„Also einverstanden. Folgt mir — will Euch der Mrs. Plaskwith vorstellen."

Mit diesen Worten steckte Mr. Plaskwith den Brief wieder in die Brieftasche und diese in die Tasche; dann legte er die Arme hinter seine Rockschöße, zog das Kinn in die Höhe und schritt durch den Gang in ein kleines Wohnzimmer, das auf ein Gärtchen sah. Hier saßen um einen Tisch herum eine magere Dame, welche schielte, Mrs. Plaskwith, zwei kleine Mädchen, die Misses Plask-

with, auch schielend, mit Schürzen; ein junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren in weiten Nankinbeinkleidern, welche durch Waschen ein wenig abgenommen, und einer schwarzen Sammtjacke und Weste. Dieser junge Mann war sehr sommerfleckig; sein Haar, dunkel und straff trug er auf der einen Seite hinaufgestrichen, auf der andern herabhängend; er hatte eine kurze, dicke Nase; volle Lippen, und wenn man ihm nahe kam, roch er nach Cigarren. So war Mr. Plimmins, Mr. Plaskwiths Faktotum, der Erste im Laden, Mitherausgeber des Merkur. Mr. Plaskwith stellte den Ankömmling sehr förmlich Allen der Reihe nach vor; Mrs. Plaskwith nickte mit dem Kopf; die Misses Plaskwith stießen einander an und grinsten; Mr. Plimmins fuhr sich mit der Hand durch die Haare, warf einen Blick in den Spiegel und verbeugte sich sehr höflich.

„Jetzt, Mrs. Plaskwith, meine zweite Tasse, und gebt Mr. Morton seine Portion Thee. Müßt ermüdet seyn, Sir, heißer Tag. Jemima klingle — nein, geh an die Treppe und rufe um noch mehr Butterschnitten. Das ist das kürzere — Raschheit ist meine Regel im Leben, Mr. Morton. Ei — hm, hm — habt Ihr je, zufällig, schon die Biographie des großen Napoleon Bonaparte studirt?"

Mr. Plimmins schluckte seinen Thee hinunter und stieß Philipp unter dem Tisch mit dem Fuß an. Philipp sah den Buchhalter trotzig an und versetzte finster: „Nein, Sir."

„Das ist Schade! Napoleon Bonaparte war ein sehr

großer Mann — sehr! Ihr habt seine Büste doch schon gesehen? — dort steht sie auf dem Drehtisch! Betrachtet sie! findet eine Aehnlichkeit, he?"

„Aehnlichkeit, Sir? Ich habe Napoleon Bonaparte nie gesehen."

„Ihn nie gesehen! Nein! seht Euch nur einmal im Zimmer um. An Wen mahnt Euch diese Büste? Wer gleicht ihr?"

Hier stand Mr. Plaskwith auf und nahm eine Attitude an; die Hand in der Weste, das Gesicht nachdenklich gegen den Theetisch gerichtet. „Jetzt stellt Euch vor, ich wäre auf St. Helena; dieser Tisch der Ocean. Nun jetzt, Wem gleicht diese Büste, Mr. Philipp Morton?"

„Ich denke, Sir, sie gleicht Euch!"

„Ha, das ist's! fällt Jedermann auf! Nicht wahr, Mr. Plimmins, nicht wahr? Und wenn Ihr mich erst länger kennt, werdet Ihr eine moralische Aehnlichkeit finden — moralische, Sir! Geradaus — kurz — pünktlich — keck — entschieden!"

„Guter Gott, Mr. Plaskwith!" sagte Mrs. Plaskwith sehr unmuthig, „macht doch schnell mit Eurem Thee; der junge Gentleman, denke ich mir, wird heim wollen, und die Kutsche kommt in einer Viertelstunde vorbei."

„Habt Ihr Kean in Richard III. gesehen, Mr. Morton?" fragte Mr. Plimmins.

„Ich habe nie ein Theaterstück gesehen."

„Nie ein Theaterstück gesehen. Wie wunderlich!"

„Gar nicht wunderlich, Mr. Plimmins," sagte der

Buchhändler. „Mr. Morton hat widerwärtige Schicksale gehabt, — so gebt ihm doch die heißen Schnitten.“

Schweigend und unmuthig, aber eher mit Verachtung als traurig hörte Philipp dem Geschwätz um ihn her zu und beobachtete die unliebenswürdigen Charaktere, mit welchen er zusammen leben sollte. Er kümmerte sich nicht darum, zu gefallen; (ach! das war nie eigentlich sein Bestreben gewesen!) es genügte ihm, wenn er, für sein Geistesauge hinter den Wänden dieses trübseligen Gemachs empor sich hebend, die weitgedehnten Aussichten auf ein günstigeres Geschick vor sich hatte. Mit sechszehn Jahren — welcher Kummer kann die Hoffnung erkälten, oder welche prophetische Furcht dem Ehrgeiz zuflüstern: du bist ein Thor? Er wollte die zu Hause gelassenen Lieben zu ruhigem und glücklichem Leben, wenn auch nicht zu Ueberfluß und Rang zurückführen. Von der Höhe von wöchentlichen fünf Schillingen schaute er hinein in das gelobte Land.

Endlich zog Mr. Plaskwith seine Uhr heraus und sagte: „Gerade die rechte Zeit, die Kutsche zu treffen; macht Euer Compliment und macht Euch auf den Weg — Rasch, ist das Wort! Philipp stand auf, nahm seinen Hut, machte eine steife Verbeugung, welche der ganzen Gruppe galt und verschwand mit seinem Wirth.

Mrs. Plaskwith athmete leichter auf, als er weg war.

„Ich sah nie einen kurioseren, trotzigern und so schlecht erzogen aussehenden jungen Mann! Ich erkläre,

ich fürchte mich ganz vor ihm. Was er für ein Auge hat!"

„Ungewöhnlich dunkel; etwas Zigeunerhaftes, möchte ich sagen," sagte Mr. Plimmins.

„Hi, hi! Ihr habt immer so gute Einfälle, Plimmins. Zigeunerhaft! hi! hi! Ja so ist er. Ich möchte nur wissen, ob er Glück wahrsagen kann."

„Es scheint nicht, daß er mit Wahrheit von seinem eignen Glück sagen kann; ha! ha!" bemerkte Mr. Plimmins.

„Hi! hi! wie ganz gut gesagt! Ihr seyd so spaßhaft, Plimmins!"

Während noch diese Ausstellungen gegen seine äußere Erscheinung gemacht wurden, hatte Philipp schon das Dach der Kutsche erstiegen; und mit der Herablassung alter Zeiten die Hand gegen seinen künftigen Herrn schwenkend, ward er von dem Eilwagen in einem Wirbel von Staub dahingerissen.

„Ein sehr warmer Abend, Sir," sagte ein Passagier zu seiner Rechten, und blies zu diesen Worten aus einer kurzen köllnischen Pfeife eine Rauchwolke Philipp ins Gesicht.

„Sehr warm. Seyd so gut und raucht dem Gentleman auf Eurer andern Seite ins Gesicht," antwortete Philipp keck und trotzig.

„Ho, ho!" versetzte der Passagier mit lautem, gewaltigem Gelächter — dem Gelächter eines kräftigen Mannes. „Ihr seyd jetzt noch kein Freund von der Pfeife, Ihr

werdet es schon werden, wenn Ihr die Sorgen und Nöthen habt kennen gelernt, wie ich sie durchgemacht habe. Eine Pfeife — oh das ist eine große und wohlthuende Trösterin! die blauen Teufel entfliehen vor ihrem ehrlichen Hauch! Er reift das Gehirn, er öffnet das Herz; und der Mann, der da raucht, denkt wie ein Weiser und handelt wie ein Samariter!"

Aufgerüttelt aus seiner Träumerei durch diese zierliche und unerwartete Deklamation, wandte Philipp rasch sein Auge auf seinen Nachbar. Er erblickte einen Mann von gewaltiger Masse und ungeheurer Leibesstärke — breitschultrig — von hoher Brust — nicht beleibt, aber durch Knochen und Muskeln ebenso umfangreich, wie ein korpulenter Mann durch Fleisch. Er trug einen blauen Rock, mit Schnüren und Borten besetzt und bis an den Hals zugeknöpft. Ein breitkrempiger Strohhut, auf die eine Seite gerückt, gab ein etwas leichtfertiges Aussehen einem Gesicht, das, trotz der lachenden und gesunden Farbe und des lächelnden Mundes, im Zustand der Ruhe einen kühnen und entschiedenen Charakter hatte. Es war ein Gesicht, das wohl zu diesem Leib paßte, sofern es einen Geist verrieth, der fähig war, die brutale, physische Körperkraft zu bemeistern und zu zügeln. Lichte Augen von durchdringender Intelligenz: grobe, aber entschlossene und auffallende Züge, und Kiefern wie von Eisen. Nachdenken, Energie, Leidenschaft sprachen aus den buschigen Brauen, den tiefgefurchten Linien, den weiten Nüstern und dem

rastlosen Spiel der Lippen. Philipp sah ihn ernst und starr an, und der Mann erwiederte seinen Blick.

„Was denkt Ihr von mir, junger Gentleman?“ fragte der Passagier, indem er die Pfeife wieder in den Mund steckte. „Ich bin ein wohlaussehender Mann, nicht wahr?“

„Ihr scheint ein seltsamer Mann.“

„Seltsam! — Ja, ich mache Euch verdutzt, wie es mir schon mit Vielen ergangen ist und noch gehen wird. Ihr könnt nicht so leicht lesen, was ich bin, als ich Euch lesen kann. Kommt, soll ich Euern Charakter und Schicksal errathen? Ihr seyd ein Gentleman, oder so Etwas, von Geburt — das sagt mir der Ton Eurer Stimme. Ihr seyd arm, teufelmäßig arm; — dessen versichert mich das Loch in Eurem Rock. Ihr seyd stolz, feurig, mißvergnügt und unglücklich; — das Alles sehe ich in Eurem Gesicht. Weil ich diese Zeichen bemerkte, sprach ich mit Euch. Ich suche freiwillig keine Bekanntschaft mit Glücklichen.“

„Das glaube ich gern; denn wenn Ihr alle Unglückliche kennt, so müßt Ihr schon eine hinlängliche Bekanntschaft haben,“ versetzte Philipp.

„Euer Witz geht über Eure Jahre! Was ist Euer Beruf, wenn die Frage Euch nicht beleidigt?“

„Ich habe bis jetzt keinen,“ sagte Philipp mit einem leichten Seufzer und heftigem Erröthen.

„Um so mehr Schade!“ brummte der Raucher mit einem lang gedehnten, emphatischen, näselnden Tone.

„Ich hätte geurtheilt, Ihr wäret ein frischer Rekrut im Lager des Feindes."

„Des Feindes! Ich verstehe Euch nicht."

„Mit andern Worten: eine Pflanze, wie sie aus dem Pult eines Advokaten wächst. Ich will mich erklären. Es gibt eine Classe von Spinnen, fleißige, hartarbeitende Achtfüßler, die aus dem Schweiß ihres Gehirns, (ich setze, beiläufig bemerkt, voraus, daß eine Spinne eine tüchtige kraniologische Entwicklung haben muß,) ihre Gewebe spinnen und darin ihre Fliegen fangen. Es gibt eine andre Classe von Spinnen, die keinen solchen Stoff in sich haben, woraus sie Netze fertigen könnten; diese schweifen deßwegen umher, und suchen nach Nahrung, die ihnen durch das Gewebe und die Arbeit ihrer Nachbarn angeschafft wird. Wenn sie in das Gewebe einer kleineren Spinne kommen, deren Vorrathskammer gut versehen scheint, so stürzen sie auf ihr Besitzthum los — verfolgen sie in ihre Höhle — fressen sie auf, wenn sie das können — werfen sie weg, wenn sie zu zäh für ihre Kinnbacken ist, und setzen sich ruhig in den Besitz aller der Beine und Flügel, die sie in ihren Maschen schwebend finden; diese Spinnen nenne ich Feinde — die Welt nennt sie Advokaten!"

Philipp lachte. „Und Wer sind denn die Spinnen der ersten Classe?"

„Ehrliche Geschöpfe, die offen gestehen, daß sie von Fliegen leben. Die Advokaten fallen tückisch über sie her, unter dem Vorwand, Fliegen aus ihren Klauen zu befreien.

Es sind wunderbare Blutsauger, diese Advokaten, trotz aller ihrer Heuchelei. Ha, ha! ho! ho!"

Und mit lautem, rohen Lachen, das mehr Bosheit als Fröhlichkeit ausdrückte, drehte sich der Mann um, sprach wieder tüchtig seiner Pfeife zu, und versank in ein Stillschweigen, das er nicht geneigt schien zu brechen, während Meile um Meile hinter den Rädern zurückflog. Auch Philipp war nicht zu mittheilsamem Verkehr aufgelegt. Erwägungen seiner eignen Lage und Aussichten verschlangen das neugierige Interesse, das er unter andern Umständen wohl für seinen eigenthümlichen Nachbar empfunden haben würde. Er hatte seit dem frühen Morgen keine Speise angerührt. Aengstliche Beklommenheit hatte ihn keinen Hunger spüren lassen, bis er bei Mr. Plaskwith ankam; und dann, fieberhaft, erbittert und mit wundem Herzen, empörte ihn nur der Anblick der guten Sachen, welche den Theetisch zierten. Er fühlte keinen Hunger, aber er war erschöpft und schwach. Seit einigen Nächten war sein Schlaf — dessen die Jugend so schwer entbehrt — unruhig und gestört gewesen; und jetzt begann die rasche Bewegung der Kutsche und die freie Strömung einer frischeren und angreifenderen Luft, als er seit vielen Monaten zu athmen gewohnt gewesen, auf seine Nerven wie Berauschung durch ein Narkotikum zu wirken. Seine Augen wurden schwer; dämmernde Nebel, aus welchen die schielenden Gesichter der weiblichen Plaskwiths hervorzuglotzen schienen, traten an die Stelle der entschwindenden Straße und der tanzenden Bäume. Sein Haupt sank auf

die Brust, und neigte sich dann, instinktmäßig den stärksten Anhalt suchend, der in der Nähe war, gegen den handfesten Raucher, und schmiegte sich endlich ganz behaglich an dieses Ehrenmanns Schulter. Der Passagier, als er diese unwillkommne und unverlangte Last fühlte, nahm die Pfeife, die er schon dreimal frisch gefüllt, aus seinem Munde, und stieß einen ungeduldigen und zornigen Ausruf aus; als er merkte, daß dies Nichts fruchtete, und daß die Last, je tiefer der Schlaf des Knaben, um so schwerer wurde, rief er mit lauter Stimme: „Holla! ich habe meinen Fahrlohn nicht bezahlt, um Euer Polster zu seyn, junger Mann!“ und schüttelte ihn derb. Philipp fuhr auf, und wäre seitlings von der Kutsche herabgestürzt, wenn ihn nicht sein Nachbar fest gepackt hätte mit einer Hand, die eine junge Eiche im Fall hätte aufhalten können.

„Ermuntert Euch — Ihr hättet können garstig hinunterpurzeln!“

Philipp murmelte etwas Unvernehmliches, zwischen Schlafen und Wachen, und wandte seine dunkeln Augen gegen den Mann; in diesem Blick lag so viel unbewußter, aber trauriger und tiefer Vorwurf, daß der Passagier sich gerührt und beschämt fühlte. Ehe er jedoch ein entschuldigendes oder begütigendes Wort sagen konnte, war Philipp wieder eingeschlafen. Aber diesmal, als hätte er doch die erlittene Zurückweisung empfunden und sich gemerkt, lehnte er seinen Kopf von seinem Nachbar weg gegen den Rücken einer Schachtel auf dem Dach der Kutsche — ein

gefährliches Kissen, von dem ihn ein plötzlicher Stoß auf die Straße unten schleudern konnte.

„Der arme Junge! — er sieht blaß aus!“ murmelte der Mann, und er klopfte das Feuer aus seiner Pfeife, und schob sie sachte in seine Tasche. „Vielleicht war ihm der Rauch zu stark — er scheint krank und mager!“ und er nahm des Knaben lange dürre Finger in die seinigen. „Seine Wange ist hohl! — ich weiß nicht, aber vielleicht ist es vom Fasten! Puh! ich war ein Unmensch! Still, Kutscher, still! schwatzt nicht so laut, und hole Euch der Henker — er fällt gewiß herunter; und der Mann umschlang sanft und vorsichtig des Knaben Leib mit seinem ungeheuren Arm. „Jetzt gilt es, seinen Kopf zurecht zu legen — so — so — das ist gut.“ Philipps bleichgelbe Wange und langes Haar waren jetzt sorgsam an die Brust des mit sich selbst Redenden geschmiegt. „Der arme Unglückliche! er lächelt; vielleicht denkt er an die Heimath, und an die Schmetterlinge, denen er als kleiner Junge nachrannte — sie kommen nie wieder diese Tage; nie — nie — nie! Ich glaube der Wind streicht von Osten; er kann sich erkälten;“ und damit schob der Mann für einen Augenblick mit der zarten Sorgsamkeit eines Weibes den Kopf des Knaben von seiner Brust weg an seine Schulter, knöpfte seinen Rock auf, brachte die ihm jetzt nicht mehr unwillkommene Bürde in ihre vorige Lage, und zog die Lappen dicht um die schlanke Gestalt des Schlafenden, während er seine eigne rauhe Brust, denn er trug keine Weste, der scharfen Luft aussetzte. So an dieses Fremden Brust

geborgen, der Gegenwart entrückt, und träumend vielleicht, während ein Herz, verzehrt von wilden und fürchterlichen Kämpfen mit dem Leben und der Sünde sein Kissen war, von einer schönen und unbefleckten Zukunft, schlief der vater- und freundlose Knabe.

Siebentes Kapitel.

Constance: Mein Kind, mein holder Sohn,
Mein Leben, meine Lust, mein Alles Du!
Mein Wittwentrost!

Unter dem Glitzern der Lampen — dem Rasseln der Wagen — dem Rollen der Karren und Fuhren — dem Gedränge, dem Geschrei, dem rauchenden Leben und dem mißtönigen Tosen und Treiben Londons erwachte Philipp aus seinem glücklichen Schlafe. Er erwachte, unbewußt noch und verwirrt, und sah fremde Augen freundlich und sorgsam auf sich ruhen.

„Ihr habt gut geschlafen, mein Junge!" sagte der Passagier mit einer tiefen, tönenden Stimme, welche trotz alles Getöses rings umher vernehmlich war.

„Und Ihr habt Euch durch mich so belästigen lassen?" sagte Philipp mit mehr Dankbarkeit in Ton und Blick, als er vielleicht gegen irgend Jemand außer von seiner eignen Familie seit seiner Geburt gezeigt hatte.

„Man erwies Euch wohl noch wenig Freundlichkeit, mein armer Knabe, wenn Ihr dies so hoch anschlagt."

„Nein — einst waren alle Leute freundlich und gütig gegen mich. Damals schätzte ich es nicht.“ Hier rollte die Kutsche schwer durch den dunkeln Bogen des Hofes der Herberge.

„Tragt Sorge für Eure Gesundheit, mein Junge! Ihr seht übel aus!“ und im Dunkel drückte der Mann einen Souverain in Philipps Hand.

„Ich brauche kein Geld. Dennoch aber danke ich Euch aufs herzlichste; es wäre eine Schande, in meinem Alter ein Bettler zu seyn. Könnt Ihr aber vielleicht eine Stelle für mich ausdenken, wo ich etwas erwerben kann? — Was man mir anbietet, ist so gar Wenig. Ich habe eine Mutter und einen Bruder — noch ganz ein Kind, Sir! — zu Hause.“

„Eine Stelle!“ wiederholte der Mann; und wie die Kutsche jetzt vor der Gasthofsthüre hielt, fiel das Licht der Laterne voll auf sein scharf markirtes Gesicht. „Ja, ich weiß eine Stelle; aber Ihr müßtet Euch an einen Andern wenden, sie Euch zu verschaffen. Was mich betrifft, so ist es nicht wahrscheinlich, daß wir uns wieder sehen.“

„Das thut mir leid! — Was und Wer seyd Ihr?“ fragte Philipp mit offener und kecker Neugier.

„Ich!“ versetzte der Passagier mit seinem tiefen Lachen: „Oh, ich kenne Leute, die mich einen ehrlichen Kerl nennen. Nehmt die Euch angebotene Stelle, einerlei wie geringfügig sie ist — hütet Euch vor Schaden und Schande. Gute Nacht!“

Mit diesen Worten stieg er rasch vom Dach der

Kutsche herab, und während er den Kutscher anwies, wohin er ihm seinen Reisesack besorgen solle, sah Philipp drei oder vier wohlgekleidet aussehende Männer auf ihn zu kommen, ihm kräftig die Hand schütteln und ihn mit großer Herzlichkeit, wie es schien, bewillkommnen.

Philipp seufzte. „Er hat doch Freunde," murmelte er bei sich selbst, und nachdem er für die Fahrt bezahlt, entfernte er sich aus dem lärmenden Hofe und schlug seinen einsamen Weg nach Haus ein.

Acht Tage nach seinem Besuch in R — — hatte Philipp seine Probezeit bei Mr. Plaskwith angetreten, und der Mrs. Morton Gesundheit hatte sich so entschieden verschlimmert, daß sie beschloß, sich Gewißheit über ihr Schicksal zu verschaffen und einen Arzt zu befragen. Das Orakel war zuerst zweideutig in seiner Antwort. Als aber Mrs. Morton mit Festigkeit sagte: „Ich habe Pflichten zu erfüllen; von Eurer aufrichtigen Antwort hängen meine Plane in Betreff meiner Kinder ab, die, wenn ich plötzlich sterbe, verlassen und rathlos in der Welt zurückbleiben," da schaute ihr der Arzt scharf ins Gesicht, las darin ruhige Entschlossenheit und antwortete offen und aufrichtig:

„Dann verliert keine Zeit, Eure Plane ins Reine zu bringen; das Leben ist bei Jedem etwas Ungewisses — bei Euch ganz besonders; Ihr könnt wohl noch längere Zeit leben, aber Eure Constitution ist sehr erschüttert — ich fürchte, es ist Wasser in der Brust. Nein, Madame, keine Belohnung. Ich sehe wieder nach Euch."

Der Arzt wandte sich zu Sidney, der mit seiner Uhrkette spielte und zu ihm herauf lächelte.

„Und dies Kind, Sir?“ sagte die Mutter bekümmert, ganz den über sie selbst ergangenen schlimmen Spruch vergessend — „er ist so zart!“

„Ganz und gar nicht, Madame — ein sehr hübscher kleiner Bursch,“ und der Arzt tätschelte den Knaben auf den Kopf und verschwand rasch.

„Ach, Mama, ich wollte Du rittest — ich wollte Du nähmest das weiße Pferdchen!“

„Armer Knabe! Armer Knabe!“ murmelte die Mutter: „Ich darf nicht selbstsüchtig seyn!“ Sie bedeckte sich das Antlitz mit den Händen und fing an nachzusinnen.

Konnte sie so, den wahrscheinlich nahen Tod vor Augen, den Entschluß fassen, ihres Bruders Anerbieten abzulehnen? Sicherte es nicht wenigstens ihrem Kind Obdach und Brod? Wenn sie einmal todt war, konnte dann nicht das Band zwischen dem Oheim und dem Neffen abgerissen werden? Wußte sie, ob er dann so freundlich gegen den Knaben seyn würde als jetzt, wo sie ihn mit eigenem Mund seiner Sorge empfehlen, wo sie selbst das kostbare Pfand in seine Hände liefern konnte? Unter solchen Gedanken faßte sie einen jener Entschlüsse, welche die ganze Stärke selbstaufopfernder Liebe in sich schließen. Sie wollte den Knaben, ihren einzigen Trost, ihre einzige Freude, von sich weggeben, sie wollte allein sterben, — allein!

Achtes Kapitel.

Constance. Wenn ich ihn treffe in des Himmels Saal,
Erkenn' ich ihn nicht mehr.
König Johann.

Eines Abends, nachdem der Laden geschlossen und das Geschäft zu Ende war, saß Mr. Roger Morton und seine Familie in der hübschen und behaglichen Hinterstube, welche gewöhnlich an die Waarenzimmer eines englischen Gewerbsmanns stößt. Glücklich oft, in Wahrheit glücklich, ist dies kleine Heiligthum, nahe, und doch auch wieder fern, dem Treiben und Sorgen des geschäftigen Verkehrs, dem es doch seine heimliche Behaglichkeit und seine friedliche Sicherheit verdankt. Man schaue die Reihen schweigender Läden in einer Stadt bei Nacht hinab, und stelle sich vor die fröhlichen und friedlichen Gruppen, die im Innern versammelt sind bei dem nächtlichen, geselligen Mahl, das die Sitte der Zeit verbannt hat bei den geschäftsloseren Classen, die nicht spinnen und weben. Zwischen die beiden Extreme des Lebens gestellt, könnte der Gewerbsmann, der nicht Mehr wagt, als seine Mittel erlauben, der in seinen Büchern Klarheit und Ordnung, und sichern Gewinn sieht, der Beschäftigung genug hat, ihn in heilsamer Bewegung zu erhalten, und Vermögen genug, um jedes neue Kind ohne einen Seufzer zu begrüßen, von den über und von den unter ihm Stehenden gleichermaßen beneidet werden — wenn das rastlose, unruhige Menschenherz je die Zufriedenheit beneidete!

„Und so kommt also der kleine Knabe nicht?“ sagte Mrs. Morton, indem sie Messer und Gabel übereinander legte und ihren Teller wegschob, zum Zeichen, daß sie mit ihrem Nachtessen fertig sey.

„Ich weiß nicht. — Kinder, geht zu Bett; so — so — das ist recht. Gute Nacht! — Katharine sagt weder Ja noch Nein. Sie verlangt Zeit zur Ueberlegung.“

„Es war ein recht schönes Anerbieten von Eurer Seite; manche Leute wissen es doch nie, wenn es ihnen gut geht.“

„Das ist sehr wahr, meine Liebe, und Du bist eine sehr verständige Person. Käthe selbst könnte jetzt eine ehrbare Frau, und noch mehr, eine sehr reiche Frau seyn. Sie hätte Spencer heirathen können, den jungen Brauer — einen trefflichen Mann, dem es gewiß gut gegangen wäre!“

„Spencer! ich erinnere mich seiner nicht.“

„Nein; nachdem sie davongelaufen, zog er sich vom Geschäft zurück und verließ den Ort. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Er war mächtig in sie verschossen, wahrhaftig. Sie war ungemein schön, meine Schwester Katharine.“

„Schön ist, Wer schön handelt, Mr. Morton,“ sagte die Frau, die von den Blattern ziemlich gezeichnet war. „Wir haben Alle unsre Versuchungen und Proben zu bestehen; die Welt ist ein Jammerthal, und ohne die Gnade sind wir übertünchte Gräber.“

Mr. Morton mischte sich seinen Branntwein mit Wasser und rückte seinen Stuhl in die gewohnte Ecke.

„Ihr habt Eures Bruders Brief gelesen?“ sagte er nach einer Pause: „er gibt dem jungen Philipp ein sehr gutes Zeugniß.“

„Das menschliche Herz ist ein sehr trügliches Ding,“ versetzte Mrs. Morton, welche, beiläufig bemerkt, durch die Nase sprach. „Wollte Gott, daß er ist, was er scheint, aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“

„Wir müssen das Beste hoffen,“ sagte Mr. Morton mild; „und — thu noch ein Stück Zucker in den Grog, meine Liebe.“

„Es ist ein wahrer Segen, denk' ich, daß wir den andern kleinen Jungen nicht bekamen. Ich glaube beinahe, man hat ihn nie auch nur seinen Catechismus gelehrt, die Leute wissen gar nicht, was es heißt, eine Mutter seyn. Und zudem wäre es eine große Verlegenheit gewesen, Mr. Morton, wir hätten nie sagen können, Wer er sey; und ich zweifle nicht, Miß Prynall würde sehr neugierig gewesen seyn.“

„Miß Prynall soll — —!“ Mr. Morton hielt an sich, nahm einen tüchtigen Schluck Branntwein und Wasser und sagte dann: „Miß Prynall will ihren Finger in Jedermanns Pasteten haben.“

„Aber sie kauft viel Flanell und thut der Stadt viel Gutes; sie hat es herausgebracht, daß Mrs. Giles eine solche Person war!“

„Die arme Mrs. Giles! — sie kam in das Arbeitshaus.“ *

„Die arme Mrs. Giles, ei freilich! Es wundert mich, Mr. Morton, daß Ihr, ein verheiratheter Mann mit Familie, sagen mögt: die arme Mrs. Giles!“

„Meine Liebe, wenn Leute, denen es einmal gut gegangen, ins Arbeitshaus kommen, so kann man sie wohl arm nennen; — aber das laß' ich auf sich beruhen; nur wenn der Knabe zu uns kommt, müssen wir ein scharfes Auge auf Miß Prynall haben.“

„Ich hoffe er wird nicht kommen, — es wäre sehr unangenehm. Und wenn ein Mann Frau und Kinder hat, je weniger er sich mit andern Leuten und ihren Kindern bemengt, desto besser. Denn wie die Schrift sagt: Ein Mann soll seinem Weibe anhängen, und —“

Hier hörte man die Glocke heftig und gellend anziehen, und Mrs. Morton brach aus in ein:

„Ha! das muß ich sagen! zu dieser Stunde! Wer mag es seyn? Und Alles schon zu Bette! Geht und seht, Mr. Morton.“

Etwas widerstrebend und langsam erhob sich Mr. Morton; er ging in den Gang und riegelte die Thüre auf. Eine kurze Unterredung in flüsterndem Ton folgte, zu nicht geringem Aerger der Mrs. Morton, die, mit der Kerze in der Hand, im Gange stand.

„Was gibt's, Mr. Morton?“

* In England bekanntlich das Armenhaus.

Mr. Morton kehrte sich um und sah sehr erschüttert aus.

„Wo ist mein Hut? Ha, hier. Meine Schwester ist angekommen, im Gasthaus."

„Gnädiger Himmel! Sie wird doch nicht gar sagen, sie sey Eure Schwester?"

„Nein, nein; da ist ihr Billet — sie nennt sich eine kranke Frau. Ich werde bald zurück seyn."

„Sie kann nicht hieher kommen — sie soll nicht ins Haus kommen, Mr. Morton. Ich bin eine ehrbare Frau — sie kann nicht ins Haus kommen. Ihr versteht —"

Mr. Morton hatte von Natur ein strenges, ernstes Gesicht — streng gegen Jedermann außer gegen seine Frau. Der gellende Ton, an den er so lange gewohnt war, verletzte jetzt sein Herz ebenso wie sein Ohr. Er runzelte die Stirne, —

„Still, Weib, Du hast kein Gefühl!" sagte er und eilte aus dem Hause, den Hut in die Stirne drückend.

Das war die einzige rauhe Rede, welche Mr. Morton je seiner bessern Hälfte gab. Sie bewahrte sie und bewegte sie in ihrem Herzen und ihrem Gedächtniß; sie verknüpfte sich unauflöslich mit ihren Gefühlen gegen die Schwester und das Kind; und sie war nicht die Frau, die je vergeben hätte.

Mr. Morton schritt rasch durch die stillen, vom Mond beschienenen Straßen, bis er das Gasthaus erreichte. Ein Clubb war in dieser Nacht in einem der untern Zimmer versammelt; und als er über die Schwelle trat, begrüßten

die Töne: „Hoch! hurrah!“ vermischt mit dem Stampfen von Füßen und dem Klirren von Gläsern, seinen Eintritt. Er war ein steifer, nüchterner, ehrbarer Mann — ein Mann der, ausgenommen bei Wahlen, denn er war ein eifriger Politiker, nie an den lärmenden Gelagen seiner ausgelasseneren Mitbürger Theil nahm. Diese Töne, der Ort, berührten ihn unangenehm. Er blieb stehen und die Schaamröthe stieg ihm ins Gesicht. Er schämte sich hier zu seyn — schämte sich die verlassene, und wie er glaubte, verirrte Schwester aufzusuchen.

Eine hübsche Kellnerin, erhitzt und roth von Bestellungen und Complimenten kam mit einer Mulde voll Gläser an ihm vorbei.

„Ist hier eine Dame, mit dem Telegraphen angekommen?“

„Ja, Sir, eine Treppe hoch, Nr. 2. Mr. Morton!“

Mr. Morton! Er bebte zurück bei dem Laut seines eignen Namens. „Mein Weib hat Recht,“ murmelte er. „Am Ende ist es doch unangenehmer als ich gedacht.“

Die schwache Treppe schütterte unter seinen hastigen Schritten. Er öffnete die Thüre von Nr. 2. und die Katharine, die er zuletzt gesehen im fröhlichen Alter von sechszehn Jahren, in strahlender Blüthe, und abgesehen von ihrem stolzen Ausdruck, das Modell für eine Hebe, — diese Katharine, alt ehe die Jugend verstrichen, blaß, gewelkt, das dunkle Haar in Silbergrau verwandelt, mit hohlen Wangen und trüben Augen — diese Katharine sank an seine Brust!

„Gott segne Dich, Bruder! Wie freundlich, daß Du kommst! Wie lange, daß wir uns nicht gesehen!“

„Setz Dich Katharine, meine theure Schwester. Du bist schwach — Du bist sehr verändert — sehr. Ich hätte Dich nicht erkannt.“

„Bruder, ich habe meinen Knaben mitgebracht; es ist mir schmerzlich, mich von ihm zu trennen — sehr — sehr schmerzlich; aber es ist gut und recht, und Gottes Wille geschehe!“ Sie wandte sich bei diesen Worten nach einem kleinen, unförmlichen, zwerghaften Sopha, der sich im dunkelsten Winkel des niedern, düstern Zimmers zu verstecken schien; und Mr. Morton folgte ihr. Mit der einen Hand zog sie den Shawl weg, den sie über das Kind gebreitet hatte, und den Zeigefinger der andern Hand an die Lippen legend — und diese Lippen lächelten jetzt — flüsterte sie: „Wir wollen ihn nicht aufwecken; er ist so ermüdet. Aber ich wollte ihn nicht zu Bette bringen, als bis Ihr ihn gesehen.“

Und da schlief der arme Sidney, seine schöne Wange auf seinen Arm gelehnt; die weichen, seidnen Locken von der zarten, unbewölkten Stirn weggestrichen; seine natürliche blühende Farbe durch Hitze und durch die Reise erhöht; das liebliche Angesicht so unschuldig und so friedlich; der Athem so leicht und regelmäßig, als hätte nie ein Seufzer ihn unterbrochen.

Mr. Morton fuhr mit der Hand über die Augen.

Es lag etwas gar Rührendes in dem Contrast zwischen der sorgenwachen, unseligen Frau, und dem Schlum-

mer des unbewußten Knaben. Und in diesem Augenblick, welches Herz, dem je das Licht christlicher Barmherzigkeit — natürlicher Zärtlichkeit gedämmert, hätte, vorausgesetzt selbst, daß das Urtheil der Welt begründet gewesen wäre, sich an Katharinens angebliche Verirrung erinnert? Es liegt eine so göttliche Heiligkeit in der Liebe einer Mutter, daß sie, wie auch immer das Band mochte geknüpft worden seyn, das sie an das Kind bindet, gleichsam geweiht und geheiligt wird; und die Vergangenheit ist vergessen, und die Welt und ihre harten Urtheile sind vernichtet, wenn diese Liebe allein sichtbar ist; und Gott, der über das Kleine wacht, gießt sein Lächeln aus über die menschliche Vertreterin, in deren Zärtlichkeit und Liebe die seinige weht!

„Ihr werdet freundlich gegen ihn seyn — nicht wahr?" sagte Mrs. Morton, und die Aufforderung geschah in dem vertrauensvollen, beinah getrosten Ton, welcher sagt: Wer wollte nicht freundlich seyn gegen ein so liebliches und hülfloses Wesen? „Er ist sehr empfindlich und gelehrig; Ihr werdet nie Veranlassung haben, ihm ein hartes Wort zu sagen — nie! Ihr habt selbst auch Kinder, Bruder!"

„Es ist ein schöner Knabe — recht schön. Ich will ihm Vater seyn."

Während dieser Worte beschlich ihn die Erinnerung an seine sauergesinnte, mürrische, herbe Frau, aber er sagte bei sich selbst: „Sie muß ein solches Kind lieb

gewinnen, — die Weiber werden immer durch Schönheit eingenommen.“

Er bückte sich und drückte leise seine Lippen auf Sidneys Stirne. Mrs. Morton deckte wieder den Shawl auf ihn und zog ihren Bruder in die andre Ecke des Zimmers.

„Und jetzt,“ sagte sie, und erröthete als sie sprach, „muß ich Eure Frau sehen, Bruder; es gibt so Viel zu sagen über ein Kind, was nur eine Frau im Gedächtniß behalten kann. Ist sie recht gutmüthig und freundlich, Eure Frau? Ihr wißt, ich habe sie nie gesehen; Ihr habt geheirathet nachdem — nachdem ich fort war.“

„Sie ist eine sehr brave Frau,“ sagte Mr. Morton und räusperte sich; „und hat mir etwas Geld zugebracht; sie hat ihren eigenen Willen, wie die meisten Frauen; aber das lass' ich auf sich beruhen — sie ist ein gutes Weib, wie die Weiber sind, und klug und scheut keine Arbeit und Mühe — ich weiß nicht, was ich anfinge ohne sie.“

„Bruder — ich habe eine Gunst zu erbitten — eine große Gunst.“

„Etwas, wobei ich mit Geld helfen kann?“

„Nein, mein Anliegen hat Nichts mit Geld zu schaffen. Ich habe nicht mehr lang zu leben — schüttelt den Kopf nicht — ich habe nicht mehr lang zu leben. Ich bin ohne Sorge wegen Philipps — er hat so viel Muth — so viel Charakterstärke — aber dies Kind! Ich kann es nicht ertragen, es ganz zu verlassen; laßt mich in dieser Stadt bleiben — ich kann überall wohnen; aber um ihn nur manchmal zu sehen, zu wissen, daß ich in seiner Nähe

bin, wenn er krank wird — laßt mich hier bleiben — laßt mich hier sterben!"

„Ihr müßt nicht so traurig reden — Ihr seyd noch jung — jünger als ich — ich denke nicht ans Sterben."

„Der Himmel verhüte es, aber —"

„Gut — gut," unterbrach sie Mr. Morton, welcher anfing zu fürchten, seine Gemüthsbewegung möchte ihn zu einem Versprechen hinreißen, daß ihm seine Frau zu halten nicht gestatten dürfte; „Ihr sollt sprechen mit Margarethen, — d. h. mit Mrs. Morton — ich will sie veranlassen, Euch zu sehen — ja, ich denke, ich kann das schon machen, und wenn Ihr mit ihr einig werdet, wegen des Hierbleibens, — aber, seht Ihr, da sie das Geld in die Ehe gebracht hat, und eine gar besondere Frau ist —"

„Ich will sie sprechen; Dank Euch, Dank Euch; sie kann es mir nicht abschlagen. — Und Bruder," fuhr Mrs. Morton nach einer kleinen Pause und mit fester Stimme fort, „und ist es möglich, daß Ihr meine Erzählung nicht glaubt? Daß Ihr, wie alle Andere, meine Kinder als Kinder der Schande betrachtet?"

In Katharinens Stimme, als sie so sprach, lag ein Ernst und eine Redlichkeit, welche Viele überzeugt hätten. Aber Mr. Morton war ein Mann der Thatsachen, ein praktischer Mann — ein Mann der glaubte, daß das Gesetz immer Recht habe, und daß das Unwahrscheinliche nie wahr sey.

Er sah zu Boden als er ihr antwortete: „Ich glaube, Ihr seyd eine hartgetäuschte Frau gewesen, Katharine;

und das ist Alles, was ich über die Sache sagen kann. Laßt uns den Gegenstand nicht weiter berühren."

„Nein, ich ward nicht getäuscht; mein Gatte — ja, mein Gatte — war edel und großmüthig vom Anfang bis ans Ende. Um der Aussichten seiner Kinder willen — um dessen willen, was sie, durch ihn, von seinem stolzen Oheim zu erwarten hatten, hielt er unsre Heirath geheim. Tadelt Philipp nicht — verdammt nicht den Todten!"

„Ich begehre Niemand zu tadeln," sagte Mr. Morton etwas gereizt; „ich bin ein einfacher Mann — ein Gewerbsmann, und kann mich nur an das halten, was in meinen Kreisen für recht und ehrlich gilt, und dafür kann ich Mr. Beauforts Handlungsweise nicht halten — nehmt es wie Ihr wollt, während er Euch, wie Ihr glaubt, heirathet, entledigt er sich seines Zeugen, vernichtet ein Certifikat und macht kein Testament. Indeß Alles das lass' ich auf sich beruhen. Ihr thut ganz recht, nicht den Namen Beaufort zu führen, da er ungewöhnlich ist und immerhin die Geschichte allgemeiner bekannt machen würde. Je Weniger geredet, je eher geholfen. Ihr müßt immer bedenken, daß Eure Kinder werden natürliche Kinder genannt werden, und sich selbst ihre Bahn durchs Leben machen müssen. Kein Schaden eben das! — Ein warmer Tag für Eure Reise." Katharine seufzte und wischte sich die Augen; sie machte der Welt keine Vorwürfe mehr, da der Sohn ihrer eignen Mutter ihr nicht glauben wollte.

Die Geschwister unterhielten sich einige Minuten über die Vergangenheit — über die Gegenwart; aber Befan-

genheit und Zwang herrschte auf beiden Seiten — es war so schwierig, Einen Gegenstand zu vermeiden; und nach einer Trennung von sechszehn Jahren bleiben wenig gemeinschaftliche Interessen selbst zwischen Solchen, die einst miteinander um ihrer Eltern Kniee spielten. Mr. Morton war endlich froh, in Katharinens Erschöpfung einen Vorwand zu finden, sie zu verlassen. „Sey getrost, und nimm ein Glas warmen Getränks, ehe Du zu Bette gehst. Gute Nacht!“ Das waren seine Abschiedsworte.

Lang war die Besprechung, schlaflos die Nacht von Mr. und Mrs. Morton. Anfangs erklärte die schätzbare Dame ganz rund heraus, sie wolle und könne Katharinen nicht besuchen; sie bei sich zu empfangen, das kam gar nicht zur Sprache. Aber sie war heimlich entschlossen, in diesem Punkt nachzugeben, um mit desto stärkerer Entschiedenheit auf einem andern zu bestehen, nämlich auf der Unmöglichkeit, daß Katharine in der Stadt bleibe. Eine solche Nachgiebigkeit zum Behuf des Widerstandes ist eine sehr gewöhnliche und scharfsinnige Politik bei verheiratheten Frauen. Als daher Mrs. Morton plötzlich mit guter Art von ihres Gatten Beredsamkeit erschüttert schien, und sagte: „Ha, das arme Geschöpf! wenn sie denn so krank ist und Ihr es so sehr wünscht, so will ich sie morgen besuchen;“ da fühlte Mr. Morton, wie sein Herz weicher und zugänglicher wurde für die vielen trefflichen Gründe, welche seine Frau geltend machte für ihre Weigerung, Katharinen ihren Aufenthalt in der Stadt nehmen zu lassen. Er sey ein politischer Charakter; er

habe viele Feinde; die jetzt vergessene Geschichte von der Verführung seiner Schwester würde gewiß wieder aufgerührt werden, würde Nachtheile für seine Ruhe und Behagen, vielleicht für sein Gewerbe, gewiß für seine älteste Tochter haben, die jetzt dreizehn Jahre alt war; es würde dann unmöglich seyn, den bisher beschlossenen Plan auszuführen — Sidney für den rechtmäßigen Sohn und Waisen eines entfernten Verwandten auszugeben; es würde von Miß Prynall als eine ergiebige Quelle von Klatschereien benützt werden. Zu all diesen Gründen hin drängte sich noch ein nicht minder starker dem Mr. Morton selbst auf: die ungemeine, erbarmungslose Strenge seiner Frau mußte zur Folge haben, daß alle andern Frauen in der Stadt mit großer Freude jeden Anlaß aufgriffen, welcher dazu dienen konnte, ihr makelloses Schicklichkeitsgefühl in ein bedenkliches Licht zu stellen. Ueberdies sah er ein, daß, wenn Katharine blieb, dies eine beständige Quelle der Erbitterung in seinem Hause seyn würde; er war ein Mann, der ein unverkümmertes, friedliches Leben liebte, und so sehr als möglich Alles mied, was häuslichen Hader nähren konnte. Und so waren, als endlich das Ehepaar sich den Rücken kehrte und zum Schlaf anschickte, die Friedensbedingungen festgestellt, und die schwächere Partei, wie in der Diplomatie gewöhnlich, den Interessen der vereinigten Mächte geopfert.

Am andern Morgen nach dem Frühstück ging Mrs. Morton am Arm ihres Gatten aus. Mr. Morton war eigentlich ein schöner Mann, von ernstem, gesetztem, stren-

gem Benehmen und Aussehen, was viel dazu beigetragen, seinen Ruf in der Stadt zu erhöhen. Mrs. Morton war klein, wie aus Draht gezogen und knöchern. Sie hatte ihren Gatten dadurch gewonnen, daß sie verzweiflungsvolle Liebe zu ihm an den Tag legte, um Nichts zu sagen von einer Mitgift, die ihn in Stand setzte, sein Geschäft auszudehnen, seinen Laden neu anzustreichen und neu zu versehen, und sich in die Classe der ersten Gewerbsmänner seiner Vaterstadt emporzuschwingen. Er glaubte noch immer, sie liebe ihn aufs Zärtlichste — eine gewöhnliche Selbsttäuschung der Ehemänner, zumal der unter dem Pantoffel stehenden. Mrs. Morton war vielleicht wirklich, auf ihre Weise, zärtlich gegen ihn gesinnt, denn obwohl ihr Herz nicht warm war, gibt es doch oft große Zärtlichkeit bei sehr wenig Gemüth. Die würdige Dame war jetzt in ihrer Art aufs beste gekleidet. Sie besaß einen anständigen Stolz, den Lohn zur Schau zu stellen, welcher weiblicher Tugend gebührt. Blumen schmückten ihren Livornoer Hut, und ihr grünseidnes Kleid strotzte von vier Falbeln — das war, wie ich mir habe sagen lassen, damals die Mode. Auch trug sie einen sehr schönen schwarzen Shawl, äußerst schwer, obgleich der Tag sehr heiß war, mit einer breiten Bordüre; eine flotte Sévignébroche von gelben Topasen blitzte an ihrer Brust; eine ungeheure vergoldete Schlange stierte aus ihrem Gürtel hervor; ihr Haar, oder richtiger gesprochen ihre Stirn war in sehr zähe Locken gedrechselt, und ihre Füße in sehr enge halbgeschnürte Stiefeln, von welchen der Wohlgeruch des neuen

Leders noch nicht gewichen war. Die letztgenannte Qual, denn il faut souffrir pour être belle, war es, was die gewöhnliche Säure in der Mrs. Morton Gemüthsart noch mehr reizte und verschärfte. Das friedseligste Gemüth wird unwirsch, wenn der Schuh drückt, und unglücklicherweise gehörte Mrs. Roger Morton zu den Frauen, die im Winter immer Frostbeulen und im Sommer Leichdorne haben.

„Also ist Eure Schwester eine Schönheit, sagt Ihr?"

„War eine Schönheit, Mrs. Morton, — war eine Schönheit. Die Menschen verändern sich."

„Ein böses Gewissen, Mr. Morton, ist —"

„Meine Liebe, könnt Ihr nicht schneller gehen?"

„Wenn Ihr meine Leichdorne hättet, Mr. Morton, würdet Ihr nicht so sprechen."

Das glückliche Paar versank in Schweigen, das nur unterbrochen wurde durch einige: „Was macht Ihr?" und: „Guten Morgen!" die sie mit ihren Bekannten wechselten, bis sie den Gasthof erreichten.

„Laßt uns schnell hinaufgehen," sagte Mrs. Morton.

Ganz ruhig — ruhig bis zum Trübseligen, erschien am Morgen das Gasthaus, wo es in der Nacht so lärmend hergegangen. Die Läden waren zum Theil geschlossen, um die Sonne abzuhalten — das Trinkzimmer stand leer — der Gang roch nach abgestandenem Rauch — ein alter Hund — faul nach den Fliegen schnappend, lag vor der Treppe, keine Seele war im Schenkzimmer zu sehen. Der Gatte und die Gattin, froh nicht beobachtet zu werden,

schlichen sich auf den Zehen die Treppen hinauf und traten in Katharinens Zimmer.

Katharine saß auf dem Sopha, und Sitney — wie Mrs. Roger Morton möglichst vortheilhaft gekleidet, noch nicht ahnend, welche Veränderung seines Schicksals ihm bevorstand, sondern vergnügt über die Abwechslung, neue Bekannte zu sehen, wie dies bei hübschen Kindern gewöhnlich ist, die darauf zählen, gepriesen und geliebkost zu werden, — stand neben ihr.

„Meine Frau — Katharine," sagte Mr. Morton. Katharine stand mit Lebhaftigkeit auf und sah ihrer Schwägerin forschend in ihr hartes Gesicht. Sie unterdrückte den Krampf, der bei diesem Anblick in ihrem Herzen sich empörte, und streckte beide Hände aus, nicht sowohl zum Willkomm, als flehentlich bittend. Mrs. Roger Morton richtete sich auf und machte dann eine Verbeugung — es war eine unwillkührliche Aeußerung der Wohlerzogenheit, ihr abgenöthigt durch das edle Angesicht, die matronenhafte Haltung Katharinens, die sie sich so ganz anders gedacht — sie machte eine flüchtige Verbeugung, und Katharine ergriff ihre Hand und drückte sie.

„Das ist mein Sohn;" und sie wandte das Gesicht weg. Sidney trat seiner künftigen Beschützerin entgegen, und Mrs. Roger murmelte:

„Komm her, mein Lieber! Ein hübscher kleiner Junge!"

„Ein so hübsches Kind als ich nur je sah!" sagte

Mr. Morton, indem er Sidney auf seinen Schoos nahm und sein goldnes Haar streichelte.

Dies mißfiel der Mrs. Roger Morton, aber sie setzte sich und sagte: „es sey sehr warm.“

„Jetzt geh zu der Frau dort, mein Lieber,“ sagte Mr. Morton. „Ist es nicht eine recht hübsche Frau? Glaubst Du nicht, Du werdest sie recht lieb haben?“

Sidney, das artigste Kind von der Welt, ging keck auf Mrs. Morton zu, wie man ihn geheißen. Mrs. Morton war verlegen. Das geht manchen Leuten so mit den Kindern von Andern; ein Kind entfernt entweder in einer Gesellschaft allen Zwang, oder es steigert den Zwang zehnfach. Mrs. Morton zwang sich jedoch zu einem Lächeln und sagte: „Ich habe einen kleinen Knaben zu Hause etwa von Deinem Alter.“

„Habt Ihr?“ rief Katharine lebhaft; und als ob diese Aeußerung sie auf einmal zn Freundinnen gemacht hätte, rückte sie einen Stuhl näher zu dem ihrer Schwägerin; — „Mein Bruder hat Euch Alles gesagt?“

„Ja, Madame.“

„Und ich darf hier bleiben — irgendwo in der Stadt — und ihn manchmal sehen?“

Mrs. Roger warf ihrem Gatten einen Blick zu — ihr Gatte warf einen Blick nach der Thüre — und Katharinens rasches Auge wanderte vom Einen zum Andern.

„Mr. Morton wird Alles erklären, Madame,“ sagte die Frau.

„Hm, hm! — Katharine, meine Liebe, ich fürchte

davon kann nicht die Rede seyn;" begann Mr. Morton, der, wenn es einmal seyn mußte, ganz gut den Geschäftsmann zu machen wußte. „Ihr seht, Vergangenes ist vergangen, und es hilft Nichts, es wieder aufzurühren. Aber viele Leute in der Stadt werden sich Deiner noch erinnern."

„Niemand wird mich sehen, Niemand als Ihr und Sidney."

„Es würde gewiß auskommen; würde es nicht, Mrs. Morton?"

„Ganz gewiß. In der That, Madame, es ist unmöglich. Mr. Morton ist so gar respektabel, und seine Nachbarn blicken auf Alles, was er thut, mit solcher Aufmerksamkeit; und dann, wenn wir auf den Herbst eine Wahl haben; seht Ihr, Madame, er hat einen großen Einfluß im Ort und ist ein öffentlicher Charakter."

„Das lass' ich auf sich beruhen," sagte Mr. Morton. „Aber ich sage, Katharine, kann Euer kleiner Junge nicht einen Augenblick ins andre Zimmer gehen? Margarethe, ich dächte Ihr nähmet ihn und machtet Bekanntschaft mit ihm."

Hoch erfreut, auf ihren Gatten die ganze Last einer Erklärung werfen zu können, welche selbst auf die schicklichste und gönnerhafteste Weise zu geben, sie sich zuvor vornehme Würde genug zugetraut hatte, streckte Mrs. Morton ihre Finger zwischen die des Knaben, öffnete die Thüre, welche in das Schlafzimmer führte, und ließ den Bruder mit seiner Schwester allein. Und dann begann Mr. Morton mit mehr Takt und Zartgefühl, als man von ihm

hätte erwarten mögen, Katharinen mit der harten Nothwendigkeit einer Trennung, auf welcher er bestand, möglichst zu versöhnen. Er legte besonderes Gewicht auf das, was für das Kind das beste sey. Die Knaben seyen in ihrem Verkehr miteinander so brutal. Er habe sogar für besser erachtet, Philipp dem Mr. Plaskwith als einen entfernteren Verwandten darzustellen, als er wirklich sey, und er wolle Katharinen beiläufig bitten, Philipp zu schreiben, daß er sich dies merke. Was aber Sidney betreffe, so werde der früher oder später in eine gewöhnliche Schule gehen — Genossen seines Alters haben — wenn seine Geburt bekannt würde, so wäre er so vielen Kränkungen ausgesetzt — daher weit besser, und so leicht und bequem, ihn aufzuziehen als das rechtmäßige, oder vielmehr legale Kind eines entfernten Verwandten.

„Und," schluchzte die arme Katharine, die Hände ringend, „wenn ich todt bin, so soll er nie wissen, daß ich seine Mutter war?"

Das Schmerzliche und Qualvolle dieser Frage schnitt dem Befragten ins Herz. Er war für Rührung empfänglich unter all den äußern Hüllen, welche weltliche Gedanken und Gewohnheiten Schichte auf Schichte über die menschlichen, edlern Gefühle seines Innern gelegt hatten. Er schlang seine Arme um Katharine und drückte sie an seine Brust. —

„Nein, meine Schwester, — meine arme Schwester — er soll es wissen, wenn er alt genug ist, es zu verstehen, und ein Geheimniß zu bewahren. Er soll auch

wissen, wie wir Alle Dich einst schätzten und liebten; wie jung Du warest, wie von Schmeicheleien und Versuchungen umgeben; wie Du getäuscht wurdest, denn ich weiß das — bei meiner Seele ich weiß es — ich weiß, es war nicht Deine Schuld. Auch soll er wissen, wie zärtlich Du Dein Kind geliebt, und wie Du seinetwillen selbst den Trost und die Freude, ihm nahe zu seyn, geopfert hast. Er soll Alles — Alles wissen."

„Mein Bruder — mein Bruder, ich verzichte auf ihn — ich bin zufrieden. Gott lohne es Dir. Ich will gehen schnell gehen. Ich weiß jetzt, Du wirst für ihn sorgen."

„Und Ihr seht," fuhr Mr. Morton fort, sich wieder fassend und sich die Augen wischend, „es ist, unter uns gesagt, das Beste, wenn Mrs. Morton hierin ihren Willen hat. Sie ist eine sehr gute Frau — sehr; aber es ist klug, sie nicht zu verletzen. — Ihr könnt jetzt hereinkommen, Mrs. Morton."

Mrs. Morton und Sidney traten wieder ein.

„Wir haben Alles ins Reine gebracht," sagte der Gatte. „Wann können wir ihn haben?"

„Heute noch nicht," sagte Mrs. Roger Morton; „Seht Ihr, Madame, wir müssen sein Bett herrichten und die Leintücher recht lüften; ich bin sehr eigen in solchen Dingen."

„Gewiß, gewiß. Wird er allein schlafen — verzeiht die Frage."

„Er wird ein eignes Zimmer haben," sagte Mr. Morton. „He, meine Liebe? Zunächst an dem Martha's.

Martha ist unser Stubenmädchen — sehr gutmüthiges Mädchen und so zärtlich mit Kindern."

Mrs. Morton sah ernst drein, besann sich einen Augenblick, und sagte: „Ja, er kann dies Zimmer haben."

„Wer kann dies Zimmer haben?" fragte Sidney in seiner Unschuld.

„Du, mein Lieber!" versetzte Mr. Morton.

„Und wo will Mama schlafen? Ich muß neben der Mama schlafen!"

„Die Mama geht fort," sagte Katharine mit fester Stimme, in welcher nur das Ohr der Sympathie die Verzweiflung heraushören konnte, — „Mama geht fort auf eine kurze Zeit; aber dieser Herr und diese Frau werden recht — recht freundlich gegen Dich seyn."

„Wir wollen unser Bestes thun, Madame," sagte Mrs. Morton.

Und während sie sprach, ging plötzlich dem Geist des Knaben ein Licht auf — er stieß einen lauten Schrei aus, riß sich von seiner Tante los, stürzte sich an seiner Mutter Brust, barg sein Gesicht daran und schluchzte bitterlich.

„Ich fürchte er ist sehr verwöhnt worden," flüsterte Mrs. Roger Morton. „Ich dächte, wir sollten uns nicht länger aufhalten — es sieht sonst verdächtig aus. Guten Morgen, Madame; wir werden morgen Alles bereit halten."

„Lebt wohl, Katharine," sagte Mr. Morton; und indem er sie küßte, setzte er bei: „Sey getrosten Muthes,

ich will noch allein herkommen und den Abend bei Dir zubringen."

Es war die Nacht nach dieser Unterredung. Sidney war in seiner neuen Heimath eingetreten; es waren Alle freundlich gegen ihn gewesen — Mr. Morton, die Kinder, Martha das Stubenmädchen.

Mrs. Roger selbst hatte ihm ein großes Stück Brod und Marmelade gegeben, hatte aber den ganzen übrigen Abend finster drein gesehen, weil er, wie ein Hündchen an einem fremden Ort, nicht essen wollte. Sein kleines Herz war voll, und seine in Thränen schwimmenden Augen richteten sich jeden Augenblick nach der Thüre. Aber er zeigte nicht den gewaltsamen Jammer, den man bei ihm hätte erwarten mögen. Er war von Natur furchtsam, und eben seine Verlassenheit unter den ihm fremden Gesichtern erfüllte ihn mit kalter Scheue. Aber als Martha ihn zu Bette brachte und entkleidete, und er niederkniete, um sein Gebet zu sprechen, und an die Worte kam: „Ich bitte dich, Gott, segne die Mama und laß mich ein gutes Kind werden," da konnte sein Herz nicht länger die Last seines Schmerzes bemeistern, und er schluchzte mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, welche die gutmüthige Dienerin in Unruhe versetzte. Sie war jedoch mit der Behandlung von Kindern vertraut und sie tröstete und liebkoste ihn, und erzählte ihm von den hübschen Sachen, die er thun, und dem hübschen Spielzeug, das er bekommen würde; und endlich geschweigt, wenn auch nicht überzeugt, schloß er

die Augen, und während ihm noch die Wimpern von Thränen feucht waren, schlief er ein.

Es war verabredet worden, daß Katharine in dieser Nacht mit einer späten Kutsche, welche um zwölf Uhr die Stadt verließ, heim reisen sollte. Es war schon eilf Uhr vorbei, Mrs. Morton hatte sich zu Bette begeben; und ihr Gatte, der seiner Gewohnheit gemäß noch länger sitzen geblieben war, um zu seinem letzten Glas Branntwein mit Wasser eine Cigarre zu rauchen; hatte eben den Stummel weggeworfen und zog seine Uhr auf, als er ein leises Pochen am Fenster hörte. Er stand da stumm und erschrocken, denn das Fenster ging auf ein dunkles und bei Nacht einsames Hintergäßchen, und wegen des heißen Wetters war der Laden mit eisernem Beschläg noch nicht geschlossen: das Geräusch wiederholte sich, und er vernahm eine schwache Stimme. Er warf einen Blick auf das Schüreisen, trat dann vorsichtig an das Fenster und schaute hinaus: „Wer ist da?“

„Ich bin es — Katharine. Ich kann nicht gehen, ohne vorher noch meinen Knaben zu sehen. Ich muß — ich muß ihn noch einmal sehen.“

„Meine liebe Schwester, das Haus ist geschlossen — es ist unmöglich. Gott gnade mir, wenn Mrs. Morton Dich hörte!“

„Ich bin Stunden lang vor diesem Fenster auf- und abgegangen — ich habe gewartet, bis Alles in Deinem Hause zur Ruhe ist, bis Niemand, selbst kein Dienstbote, die Mutter zu sehen braucht, die sich zum Bette ihres

Kindes stiehlt. Bruder! beim Gedächtniß unsrer Mutter fordre ich Dich auf, mich zum letztenmal das Angesicht meines Kindes sehen zu lassen!"

Wie Katharine dies sagte, dastehend in der einsamen Straße — Finsterniß und Einsamkeit unten, Gott und die Sterne droben — da hatte sie in ihrem Wesen eine Majestät, welche den ihre Worte hörenden Bruder unwiderstehlich ergriff. Obgleich sie so nahe stand, waren doch ihre Züge nicht ganz deutlich zu sehen, aber ihre Haltung — die emporgehobene Hand — der Umriß ihrer zerstörten, aber immer noch achtunggebietenden Gestalt — Alles machte in dem schattenhaften Dämmer einen nur um so tiefern Eindruck.

„Komm herum, Katharine," sagte Mr. Morton nach einer Pause; „ich will Dich einlassen."

Er schloß das Fenster, stahl sich an die Thüre, riegelte die Thüre auf und ließ den Besuch ein — Er hieß sie ihm folgen; und das Licht mit der Hand verdeckend, schlich er die Treppen hinauf.

Sie kamen ungestört und ungehört an dem Zimmer vorbei, wo die Hausfrau ihrer Gewohnheit nach, ehe sie ihre Nachthaube fand und sich zu Bette legte, ein Kapitel in einem erbaulichen Buche schläfrig las. Sie stiegen hinauf zu dem Gemach, wo Sidney lag. Morton öffnete vorsichtig die Thüre und blieb an der Schwelle stehen, wo er die Kerze so hielt, daß ihr Licht das Kind nicht aufwecken sollte, jedoch hinreichend war, Katharinen den Weg an das Bett finden zu lassen. Das Gemach war klein, vielleicht

eng, aber ängstlich sauber gehalten, denn Reinlichkeit war der Mrs. Roger Haupttugend. Die Mutter zog mit zitternder Hand die weißen Vorhänge zurück, und hielt ihr Schluchzen an sich, während sie das jugendliche, ruhige Antlitz betrachtete, das ihr zugewendet dalag. Sie betrachtete es einige Augenblicke in leidenschaftlichem Schweigen; Wer mag sagen, welche Gedanken, welche Gebete unter diesem Schweigen kämpften und wogten? Dann beugte sie sich nieder, und mit blassen, krampfhaften Lippen küßte sie die kleinen Hände, welche nachläßig am Saume des Kissens herabhingen, auf welchem der Kopf lag. Hierauf wandte sie ihr Angesicht nach ihrem Bruder, mit einer stummen, flehentlichen Aufforderung in ihrem Blick – nahm einen Ring von ihrem Finger — einen Ring, der ihn bis jetzt nie verlassen hatte, den Ring, welchen Philipp Beaufort daran gesteckt hatte den Tag, nachdem das Kind geboren war. „Laß ihn dies um seinen Hals tragen," sagte sie, und hielt plötzlich inne, damit sie nicht laut schluchzte und den Knaben aufstörte. Bei dieser Gabe war ihr, als riefe sie den Geist des Vaters an, über der freundlosen Waise zu wachen; und dann die Hände fest zusammenpressend, wie man in einem Paroxismus heftigen Leides thut, verließ sie das Zimmer, stieg die Treppen hinab, trat auf die Straße, und flüsterte ihrem Bruder zu: „Jetzt bin ich glücklich; Friede ruhe auf dieser Schwelle!" Ehe er antworten konnte, war sie fort.

N

der

eng, aber ängstlich sauber gehalten, denn Reinlichkeit war der Mrs. Roger Haupttugend. Die Mutter zog mit zitternder Hand die weißen Vorhänge zurück, und hielt ihr Schluchzen an sich, während sie das jugendliche, ruhige Antlitz betrachtete, das ihr zugewendet dalag. Sie betrachtete es einige Augenblicke in leidenschaftlichem Schweigen; Wer mag sagen, welche Gedanken, welche Gebete unter diesem Schweigen kämpften und wogten? Dann beugte sie sich nieder, und mit blassen, krampfhaften Lippen küßte sie die kleinen Hände, welche nachläßig am Saume des Kissens herabhingen, auf welchem der Kopf lag. Hierauf wandte sie ihr Angesicht nach ihrem Bruder, mit einer stummen, flehentlichen Aufforderung in ihrem Blick — nahm einen Ring von ihrem Finger — einen Ring, der ihn bis jetzt nie verlassen hatte, den Ring, welchen Philipp Beaufort daran gesteckt hatte den Tag, nachdem das Kind geboren war. „Laß ihn dies um seinen Hals tragen," sagte sie, und hielt plötzlich inne, damit sie nicht laut schluchzte und den Knaben aufstörte. Bei dieser Gabe war ihr, als riefe sie den Geist des Vaters an, über der freundlosen Waise zu wachen; und dann die Hände fest zusammenpressend, wie man in einem Paroxismus heftigen Leides thut, verließ sie das Zimmer, stieg die Treppen hinab, trat auf die Straße, und flüsterte ihrem Bruder zu: „Jetzt bin ich glücklich; Friede ruhe auf dieser Schwelle!" Ehe er antworten konnte, war sie fort.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton,

Nacht und Morgen Ein Roman v. d. Verf. d. 'Pelham'... Aus d. Engl. v. Gustav Pfizer. In 7 Bdch

Bd.: 1

Stuttgart 1841

P.o.angl. 614 o-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753753-0